

Aeolische Inseln

27.9. bis 12.10.

1991.

Mein ältester Sohn Karl, Seminarlehrer in Thun, hat einen Berufskollegen namens Stürmer, dessen erweiterte Familie mit elf Personen erlebnisreiche Ferien auf den aeolischen oder liparischen Inseln verbrachte. Frau Stürmer-Wild schwärmte dermassen von den beeindruckenden Vulkanen, von der reichen Mittelmeervegetation, von den gastfreundlichen Inselbewohnern und vom warmen, sonnigen Ferienwetter, dass sich meine Schwiegers-tochter Mirjam die Adresse der in jeder Beziehung günstigen Ferienwohnung in Canneto, der Nachbartschaft von Lipari, geben liess. Schon im Frühjahr 1991 luden mich Karl und Mirjam ein, mit ihnen und mit ihren drei Buben, Joachim (14), Adrian (12) und Joel (10), die Herbstferien auf Lipari zu verbringen. Ich willigte sofort ein, hatte ich doch schöne Erinnerungen an einen Besuch bei Kunstmaier Hunziker und aus Hotel "Giana" seiner Söhne in Lipari, sowie an den Ausflug nach Vulcano, wo wir im schwefeligen Schlamm und im brodelnden Meer badeten.

Am Freitagmorgen, 27.9.1991, fuhr ich mit meinem entlehnten, hellgelben Frampetrucksack schwer bepackt im Schnellzug nach Thun und von dort mit dem Autobus nach Steffisburg, wo mich die drei Buben mit ihrem blau bemalten, selbst konstru-

ierten Veloanhänger abholten. Alle drei, aber vor allem der jüngste, Joel, platzten beinahe vor Freude über mein Kommen und über die wunderschöne Tatsache, dass wir noch am gleichen Abend in die Ferien reisen würden. Mitjam schickte ihre Jungen nach dem Mittagessen sofort für den ganzen langen Nachmittag in den sogenannten „Tüüche-Aämpel“ (= Hallenbad), und zwar mit dem Hintergedanken, sie würden später - vom stundenlangen Austoben ermüdet - im Schlafwagen besser schlafen können.

Um 20 Uhr wartete ich mit Joachim, Adrian und Joel - unsern riesigen Gepäckhaufen bewachend und dabei leicht fröstelnd - am Bahnhof Thun auf Mitjam und Karl. Papa musste doch sein Auto wieder zurück nach Steffisburg bringen und Mami räumte bis zum letzten Augenblick ihre Wohnung auf.

Pünktlich um 20 Uhr 15 traf der Schnellzug nach Rom ein, in dem wir rasch unsere reservierten Plätze fanden. Da es schon dunkel war, schlüpfen wir bald in unsere Betten und versuchten einzuschlafen, was den Buben auch sofort gelang. Gut ausgeruht gelangten wir nach Rom, wo

wir eine Stunde Aufenthalt hatten. Die Weiterreise im Schnellzug Rom - Palermo begann mit etwas Verspätung und führte über Neapel und Salerno nach Villa San Giovanni, mit dem Eisenbahn-Fährschiff hinüber nach Messina auf Sizilien und weiter nach Milazzo wo wir nach 20 Uhr eintrafen und feststellten, dass unsere Verspätung inzwischen auf mehr als eine Stunde angewachsen war, was abenteuerliche Folgen hatte.

Die lange Fahrt im bequemen Zug, ohne Umsteigen von Rom bis Milazzo, hatte also länger als geplant gedauert, und seit unserer Abfahrt in Steffisburg und Thun waren mehr als 24 Stunden vergangen. Es war aber gar niemandem von uns langweilig geworden. Die Buben hatten ihre elektronischen Geräte ausgepackt, den Radio für die Nachrichten, die Walkmen mit mehreren Kopfhörern, die Computerspiele, aber auch das beliebte „Minimal“ und die zu spannenden Situationen führenden Jasskarten. Auch die Aussicht, besonders als das Meer in Sicht kam, vermochte natürlich immer wieder zu fesseln. Mirjam verteilte jedem auch Lesestoff. Sie hatte zehn Bücher, für jedes Alter etwas, mitgenommen. Die grösseren Kna-

ben verschlungen im Laufe der Ferien, am Strand und auf der Heimreise einen spannenden Karl May-Roman. Mit gab sie von Kurt Juggenheim den Erlebnisroman aus dem schweizerischen Aktiedienst 1939 bis 1945 „Wir waren unser vier“ mit einem sehr guten Nachwort von Charles Linsmayer. (Buchclub Ex Libris, Zürich). Das Buch behandelt die Schweiz im zweiten Weltkrieg. Juggenheim schildert eigene Erlebnisse und zollt dem schweizerischen „Durchschnittsbürger“ höchstes Lob. Juggenheim ist äusserst lesenswert!!! Von Durchbruch schaffte er 1938 mit „Riedland“. Auch alle seine andern Romane und Werke sind beachtenswert, so z. B. „Alles in Allem“, „Sandkorn für Sandkorn“, „Salz des Meeres, Salz der Tränen“, „Die frühen Jahre“, etc.

Während Karl wissenschaftliche Werke über die Mittelmeeresvegetation studierte, verschlang Mirjam den Frauentroman von Zoë Aiken „Das Mädchen aus Paris“, Tiogenes-Taschenbuch 21 322, 426 Seiten(!), aus dem Englischen von Mikolaus Stingl, 1985. Die Umschlagillustration stammt von Auguste Renoir (Gemälde im National Museum of Wales). Mirjam wurde mit der Lektüre dieser spannenden, männerfeindlichen Geschichte schon vor unserer Ankunft auf der Insel Lipari fertig, denn sie las dies Werk schon

früher einmal als Fortsetzungsroman einer Zeitschrift. Da auch ich dies Buch im Laufe der „Lipariferien“ studierte, kann ich den Inhalt kurz zusammenfassen:

Wohin sie geht, zieht Ellen Payer Liebhaber an, den undurchsichtigen, zweideutigen Professor Bosschere in Brüssel, den unberechenbaren, eigenwilligen Compté de la Ferté in Paris, ihren Stiefbruder Benedict. Ihre gebieterische Patin Lady Morningquest bereitet einer zarten Romanze ein rasches Ende und schickt Ellen nach Paris, wo sie die Gesellschafterin der Comtesse de la Ferté und die Gouvernante ihrer unzümbaren kleinen Tochter Menispe wird. Die Episode endet in einem Aragischen Skandal, vor dem Ellen ins heimathliche Tetworth fliehen muss. Auch hier kommt es zur Tragödie, jedoch nicht für unsere Romanheldin. Es ist ein besinnliches, aufregendes und fesselndes Roman. Die gesellschaftlichen Verhältnisse der Zeit werden breit geschildert. Persönlichkeiten wie Ponsard, Mérimée, Flaubert, Meilhac, Dumas, Baudelaire, Halévy, die Gebrüder Coucourt, George Sand, die ersten Realisten Champfleury, Duranty und Balzac, etc. kommen vor oder werden erwähnt. Joan Aiken, die Tochter des amerikanischen Lyrikers Conrad Aiken, markiert die interessanten Anfänge der Frauenemanzipation. Sie lebt in England und in New York.

In Milazzo bestiegen wir sofort zwei Taxis, um so rasch als möglich zum Hafen zu gelangen. Doch, ach, das Tragflügelboot nach Lipari war schon lange

abgefahren!!! Das Büro der Schiffahrtsgesellschaft war geschlossen. Es würde erst eine Viertelstunde vor der Abfahrt eines nächsten Schiffes wieder geöffnet werden. Während Karl im Schaufenster der Bootsgesellschaft die Fahrpläne und die Preise der Seereisen studierte, fragte ich zwei Männer, die bei einem noch halbwegs beleuchteten Autofährschiff gemütlich arbeiteten und plauderten, wann sie nach Lipari zu fahren gedächten, und die Antwort lautete: "Domani mattina alle otto!" Als die Seelente meine Enttäuschung sahen, fügte einer voll Mitleid bei, das kleinere noch unbeluchtete Fährschiff fahre um 22 Uhr nach Vulcano und Lipari. Die eigentliche Reisesaison war eben vorbei, und mehrere Schiffs-kurse fielen weg. Auch Karl hatte inzwischen herausgefunden, dass, wie jeden Tag, das ganze Jahr hindurch, ein letztes Fährschiff um 22 Uhr nach Vulcano und Lipari verkehrt. Geduldig warteten wir also und stellten allerlei Vermutungen über die grosse Verspätung der Züge an, die am Wochenende in beiden Richtungen sehr lang waren. Wahrscheinlich hatte die Fährte San Giovanni - Messina doppelt verkehren müssen. Inzwischen war es längst dunkel geworden, und die Buben waren offensichtlich müde von der langen Reise.

Später erfuhren wir von andern Touristen, die einen Tag später als wir in den Süden reisten und von Neapel nach Stromboli übersetzen wollten, sie hätten drei Tage ihrer Ferien „verloren“ ve-

gen Streiks von Bahn und Schiff in Neapel. So hatten wir also trotz allem bisher Glück gehabt. Da das „Fahrkartenbüro“ am Hafen von Milazzo immer noch geschlossen war, versuchte Karl - allerdings ergebnislos - unserem Gastgeber in Canneto zu telephonieren. Alle zwanzig Minuten unternahm er einen neuen Versuch. Offenbar war der Brief, geschrieben vor anderthalb Wochen, immer noch nicht angekommen, und man erwartete uns wahrscheinlich gar nicht.

Endlich, kurz vor der Abfahrt des Auto-Fährboots, bekam Karl die für die Überfahrt benötigten Ausweise, und bald „stachen wir in See“, dampften hinaus in die wunderschöne Sternennacht. Das Meer war verhältnismässig ruhig, und an Bord befanden sich nur wenige Fahrgäste, von denen die meisten schlafend oder in der „Bar“ fernsehend nach Vulcano reisten. Die drei Buben verhielten sich sehr tapfer, sie kämpften sichtlich gegen ihre Müdigkeit und den Schlaf. Auch dem jüngsten, Joel, fielen die Augen zu, und als er einmal im Schlaf gestört wurde, protestierte er lautstark und brach sogar in Tränen aus. Sein grosser Freudenjubiläum zu Beginn der Reise war in der Erschöpfung vorübergehend einer ebenso grossen Unzufriedenheit und

Enttäuschung - gewichen. Wer aber oben und aussen auf Deck noch wach und aufnahmefähig war, der schaute fasziniert beim mätchenhaft beleuchteten Hafen von Vulcano dem Lande- und Auslademanöver zu. Grosse Lastwagen, einige Personautos und die meisten Fahrgäste verliessen hier den Bauch des Schiffes, das endlich weiterfuhr und in Richtung Lipari steuerte, wo wir lange nach Mitternacht eintrafen.

Einige junge Leute drehten von Zeit zu Zeit mit ihren kleinen Fiatautos und mit ihren „Vespa motorrädern“ zum Vergnügen ihre Runden auf dem Hafenterrace. Zwei Burschen schäkerten angeregt mit zwei Mädchen, die aber aus ihrem kleinen Auto nicht herauskamen. Immer wieder brachen sie in fröhliches Gelächter aus. Einer der Burschen stellte sich vor den Wagen der Mädchen, um deren Wegfahren zu verhindern, der andere beugte sich durchs offene Fenster ins Auto. Karl versuchte von der Telefonkabine aus unseren Gastgeber, Herrn Cacace, und einen Taxifahrer zu erreichen, was aber trotz vielen Versuchen nicht gelang. Niemand nahm die Anrufe entgegen. Ein zufällig noch herumspazierender Mann rief uns, im andern, belebteren Hafen Liparis, wo die Aliscafi anlegen, nach einem Taxi zu suchen. Karl und Mirjam verabschiedeten sich und machten sich auf den

ziemlich weiten Weg - zehn bis fünfzehn Minuten - zur „Marina corta“. Ich wachte beim Gepäckhaufen und den auf einem Mäuerchen und auf der Gartenbank vor einem leeren Wohnwagen „schlafenden“ Frauen. Sie hielten es zwar nicht sehr lange auf ihren unbequemen Lagerplätzen aus. Bald kam Joel zu mir her mit der Bemerkung: „Grossvati, da kann ich nicht schlafen, das stinkt ja ganz erbärmlich!“ Ein einsammet gelbbrauner Hund und nach einiger Zeit ein ebenso verlassener, abgemagertes schwarzer strichen zwischen den herumstehenden Booten und Lastwagen umher. Den beiden Mädchen war es inzwischen gelungen, ihren zudringlichen Verheiratheten zu entkommen, und bis diese ihr eigenes Autöli bestiegen hatten, waren sie schon in der Ferne verschwunden. Eine sehr nette, possierliche junge Katze und eine ebenso magere ältere belebten schliesslich noch als einzige Lebewesen den einsamen Hafensplatz, wo zum Glück noch eine elektrische Lampe brannte. Die meisten andern waren nach und nach gelöscht worden. Immer seltener fuhr ein verspätetes Auto oder eine „Vespa“ mit einem jungen Liebespaar durchs verödete Hafensareal. Die Jugendlichen kennen hier offenbar kaum eine andere Freizeitbeschäftigung als planlos in der Gegend herumzufahren. Um uns kümmerte sich niemand.

Endlich kamen Karl und Mirjam wieder zurück. Sie hatten auch am andern Hafen kein Taxi aufstreiben können, und wir erwogen, einen Polizeiposten zu suchen und zu alarmieren, um dort nach Rat zu fragen. Vielleicht

liesse man uns in irgend einer Landstreicher-Unterkunft schlafen und den Sonntagmorgen abwarten.

Während wir unschlüssig das weitere Vorgehen berieten, fuhr plötzlich ein kleines Auto zielstrebig zu uns her. Es waren die beiden Mädchen, die vor einer Stunde im Auto sitzend mit den beiden davor und daneben stehenden zudringlichen Jünglingen endlose Gespräche geführt hatten, die nun allein zurück kamen, um zu sehen, was aus uns geworden war. Karl schilderte ihnen unsere Lage, und sie waren sofort bereit zum Taxidienst. Die Fahrerin kannte auch Herrn Cacace und hoffte, ihn im Nachbardorf Canneto finden zu können. Rasch wurde ein Teil des Gepäcks ins Auto eingeladen. Karl und die drei Buben stiegen in den Wagen, die Freundin blieb mit mir und Mirjam beim restlichen Gepäck im Hafen zurück.

Zu dritt warteten und plauderten wir in mangelhaftem Italienisch, und es wurde ein langes Warten, begreiflich, denn in Canneto mussten zuerst unsere Gastgeber, Herr und Frau Cacace, gefunden werden. Wie ich später erfuhr, telephonierte unser „rettender Engel“ von einem noch offenen Pub“ aus Cacaces, die zwei Wohnungen besitzen“. Karl kannte wahrscheinlich nur die Telephonnummer der einen, in der sie sich während der Nacht unserer Ankunft nicht aufhielten! Da ich selbst nicht dabei

war, kann ich, was damals alles in Canneto geschah, nicht im einzelnen beschreiben. Ich muss mir die Zusammenhänge selbst aneinanderreimen. Von der „Freundin“, dem zweiten „hilfsbereiten Engel“, erfahren wir, dass die Automobilistin Daniela heißt und Arzt-Sekretärin ist. Eine gute Woche später traf ich eines Morgens auf dem Weg zum Einkaufen und zum Malen Herrn Cacace in Canneto und er klagte mir seine Rückenschmerzen. Von Zeit zu Zeit leidet er auch einen Flexenschuss und muss den Arzt aufsuchen. Bei dieser Gelegenheit trifft er Daniela. Dank des Flexenschusses kannte sie ihn also!!!

Danielas Freundin betreut in Lipari die alten Leute, deren es in der Gegend fnfunddreissig gibt. Einige besucht sie nur jeden Monat. Bei anderen spricht sie jede Woche einmal vor, und die Hilfsbedürftigen besucht sie jeden Tag, kocht Mahlzeiten, wäscht, putzt, besorgt alles dringend Notwendige... Inzwischen war es recht dunkel geworden auf dem Hafenterrace. Die Lichter im Fährschiff waren längst gelöscht worden. Nur hoch auf einer Stange brannte noch eine einsame Lampe. Jedes in der Ferne aus dem Tunnel vor Canneto auftauchende Scheinwerferlicht erweckte neue Hoffnungen in uns. Doch ach, die krgerischen Irrlichter ließen den Hafen links liegen und verschwanden in dunkler Ferne...

Endlich, etwa um 02.00 Uhr, - wir dachten nicht daran, die genaue Zeit festzuhalten - kam

Daniela mit unserem Gastgeber im Auto zurück. Wir pflichteten uns alle fünf samt dem restlichen Gepäck in den kleinen Fiat. So rassig und waghalsig wie Daniela wäre ich niemals in die engen Kurven und durch den schmalen Tunnel geflitzt! Doch, einem „Engel“ kann ja nichts Böses zustossen!

Am ferneren Ende von Canneto, hoch über dem Meer erwarteten uns Karl und Adrian. Eine steile, steingemauerte Treppe führte zwischen weissgetünchten Häusern hinunter gegen das Meer. Die beiden „angeli“, die uns erlöst hatten, wollten partout keine Bezahlung annehmen. Als sie weggefahren waren, versicherte Herr Cacace, er kenne deren Namen und Adresse. Er gab sie uns auch, nach mehrmaligem Nachfragen, am Abend vor unserer Heimreise. Frau Cacace packte Leintücher aus, wir bekamen von ihr auch noch drei Auberginen, etwas Öl, Züdhölzchen etc. für den ersten Tag. Schliesslich aber sanken wir müde in unsere Betten. Die drei Knaben schliefen bereits.

In dieser Nacht auf Sonntag, 29. September 1991, wurden die Uhren auf Winterzeit umgestellt. Wir aber schliefen zeitlos in den sonnigen Tag hinein und erholten uns von den Strapazen des Vortags. Mitjam und Karl wollten einkaufen gehen in der Hoffnung, am Sonntagmorgen in Canneto eine offene Bäckerei oder ein anderes offenes Geschäft zu finden. Aber nein! Es war mit dem besten Willen nichts zu finden. Eine Privatfrau, voll Mitleid, gab von ihren Privatbrötchen einige heraus, pflückte in ihrem Garten Tomaten und Trauben und wollte auch in ihrem Haus ein Quartier vermieten. Dass auf diesen schönen aeolischen Inseln die hier

ansässigen Leute sehr hilfsbereit sind, durften wir mehrmals erleben. Hier nur ein Beispiel: Als wir einst in der heissen Mittagszeit von Lipari hinauf gegen einen sehr schönen Aussichtspunkt wanderten und hinüber zur Spiaggia di Valle Muria an der Südwestküste der Insel, gelangten wir auf unserem schmalen Weg zwischen Gärten und weit auseinander liegenden kleinen Bauernhäusern hindurch. Am Wegrand rasteten wir im Schatten. Da trat eine Frau aus ihrer Behausung, kam zu uns her und wollte uns Trinkwasser holen. Wir konnten ihr Angebot nicht annehmen, denn wir trugen in unseren Rucksäcken reichlich Vorpflanzung und Getränke mit. Und unsere sechs Feldflaschen waren noch voll Tee. Ja, Keugheit und Verstehen, das sind die Wege zum Hetzen, das zeigte sich auch schon am Beispiel der beiden „rettenden Engel“ im Fährschiff - Hafen „Marina longa“.

Doch nun zuerst ein kurzer Blick in die von Cacace, Gaetano [Via Troffa N° 4 in Canneto, Lipari, Pr. Messina] gemietete, möblierte Ferienwohnung. Uns stehen drei geräumige und vor allem hohe Zimmer zur Verfügung. Ich schätze die Zimmerhöhe auf beträchtlich mehr als drei Meter! Neben der praktischen Küche mit grossem Kühlschrank und Gasherd gehört noch ein langgestreckter Duschraum mit WC und Waschbecken zur Woh-

nung. Und wer aus einer der Fenster Türen blickt, der sieht wenige Meter unter „unserer“ Wohnung das Meer, das sich bis in unendliche Ferne erstreckt und unablässig rauscht. Rechts erhebt sich der Montetosa, durch den wir kamen, und davor, dem Strand entlang, liegt die Ortschaft Canneto. Morgens bei Sonnenaufgang waren Meer und Himmel mehrmals goldgelb, manchmal schimmerten die vereinzelt Dunstwolken rot und warfen phantastische Flecken und Streifen auf das sich stets verändernde Meer, auf dem von Zeit zu Zeit, Tag und Nacht grössere und kleinere Schiffe aller Art auftauchten und in der Ferne oder hinter dem Montetosa Richtung Lipari wieder verschwanden.

In einem der grossen Schlafzimmer übernachteten Mirjam und Karl, im andern die drei Buben mit mir. In der Wohnstube mit Geschirrschrank kann noch ein weiteres grosses Bett aus einem Möbelstück herausgeklappt werden, das wir zwar nie beanspruchten. An der Wand des einen Schlafzimmers hängt ein Abdruck der Mona Lisa, genau so gross wie das Original im Louvre. Die übrigen Bilder sind eine Hochzeitsphoto (wahrscheinlich der Cacaces), Papst- und Marienbilder, sowie Erinnerungen an Lourdes. Auch an Kreuzifixen fehlt es nicht. Unsere Sachen konnten wir in den grossen Schubladen einer Kommode verstauen. Der Fernsehapparat jedoch war

nicht funktionsfähig - und wir hätten ihn auch nicht gebraucht, was doch das Wetter die ganze Zeit schön und sonnig, so dass wir Ausflüge unternahmen oder den Strand aufsuchten. Das Prunkstück im Esszimmer ist jedoch ein grosses, schauriges Gobelin, etwa zwei auf drei Meter messend, mit viel käftigem Rot und Schwarz. Dies riesige Bild kann den Betrachter noch lange als Albtraum bedrücken und verfolgen! Es stellt einen spanischen Stierkampf dar. In der Bildmitte, beinahe lebensgross steht mit gesenktem Kopf der verzweifelte, starr und wütend blickende Stier, kurz vor seinem Ende mit sechs blutbefleckten Lanzen im Genick. Vor mit dem roten Tuch vor dem Todgeweihten stehende Matador ist gerade dabei, ihm den Todesstoss zu versetzen. Im Hintergrund auf den voll besetzten Tribünen applaudiert das Publikum!

Viele wissen, dass Fährschiffe täglich die aeolischen Inseln mit Milch und Trinkwasser beliefern. Daher ist die Frage verständlich, ob wir denn genügend Wasser in unserer Mietwohnung gehabt hätten. Ich kann die Neugierigen beruhigen! Es fehlte uns nie an warmem und kaltem Wasser. Wir hatten stets genug zum Trinken, Kochen, Waschen und Duschen! Vorsichtshalber kochte Karl in der Regel das Leitungswasser und bereitete wohlschmeckenden Kräutertee. Ob-

wohl ich auch gelegentlich Wasser direkt vom Wasserhahn trank, ergaben sich keinerlei gesundheitliche Schwierigkeiten. Das Wasser ist also hygienisch einwandfrei.

Während in der Schweiz bereits kaltes und unfreundliches Wetter herrschte und die Temperatur tagsüber um zehn Grad Celsius schwankte, erlebten wir auf Lipari vom 27. September bis zum 12. Oktober 1991 warme und sonnige Tage. Als wir eines Abends durch Lipari spazierten, kamen wir bei einem Ladengeschäft an einer elektronischen „Uhr“ vorbei, die wie ein Wirtschaftsschild über der Eingangstüre aufgehängt war. Sie zeigte abwechselungsweise die Zeit und die Temperatur. Wir lasen: „18.07 Uhr“ und „32 Grad Celsius“, begreiflich, dass wir meist mit Shorts und ärmellose Leibchen trugen! In der Nacht bedeckten wir uns nur mit einem dünnen Leintuch, so warm und angenehm waren die Nächte. Zu Hause in der Schweiz hatten wir schon längst die warmen Woldecken hervorgeholt. Der „Scirocco“, deutsch „Schirokko“, ist ein warmer Wind, der aus Afrika herüberweht. Er streicht an den liparischen Inseln vorbei und erzeugt erst an den italienischen Gebirgen und im Tessin Elevationsniederschläge. Wenn wir das schöne sommerlich-sonnige Wetter bewunderten und lobten, dann versicherten uns die Einheimischen immer wieder, dass es in Italien ganz gewaltig regne, und in einer Zeitung las ich die Schlagzeile: „L'Italia va sott'acqua!“ Auf der Rückreise aus unseren verlängerten Sommerferien konnten wir dies bestätigt sehen. Grosse Gebiete Italiens waren nass, ja zum Teil überschwemmt. Wir aber hatten grosses Wetterglück!

Von unserer Mietwohnung aus führt ein schmaler Wanderweg unter den untersten Wohnhäusern, aber doch etwa dreissig Meter über dem Meer, d.h. über der Steilküste ostwärts und dann viele Stufen hinunter zum Strand, den wir in wenigen Minuten erreichen konnten. Der vulkanische Sand, der von den Wellen überspült und benetzt wird, ist schwarz. Einige Meter vom Meer entfernt war er trocken und von der Sonne so siedend heiss, dass es unmöglich war, ihn barfuss zu begehen. Auch ist er im trockenen Zustand schwarzgrau und streifenweise vermischt mit kirschgrossen, rundgerollten vulkanischen Steinen, von denen einige nicht grau, sondern schwefelgelb oder rötlich sind. Andere sind ganz leichte Bimssteine, aus denen die Buben hübsche Fetzchen schnitzten. Wir fanden aber auch kohlrabenschwarze, sehr schwere Obsidianstücke. Schöne grosse Exemplare stellen die Einheimischen gelegentlich auf die Mauerpfosten ihrer Eingangstüre, was eine ebensolche Fierde ist wie eine Allerweltsoufasse. Obsidian ist ein natürlicher Glasstein, erstarrte saure Lava, meist dunkel.

Wenn am Strand die Buben etwas entdeckt hatten, dann hörte es laut: „Grossvati, komu, wir haben einen Fisch, eine Qualle gefangen!“ Wenn sie unter sich über mich redeten, dann war ich bedeutend der „Gröpu“, der „Groppi“ oder „Grossu“!

Weiter gegen Osten, wo sich der grosse Bimssteinberg erhebt, wird der Strand immer heller. Er wird dort „Spiaggia bianca“, weisser Strand, genannt. Das Meerwasser war stets angenehm warm, schätzungsweise dreissig Grad oder sogar mehr, und sehr sauber. Alle, die hier ausruhen und baden wollten, kamen auf ihrem Weg von Canneto zum Strand unter unseren Stubenfenstern vorbei, wo ganz italienisch-

unsere gewaschenen Kleidungsstücke und Handtücher an der Sonne trocknen. Sie konnten an einer Leine zwischen den Fenstern hin- und hergezogen werden. Da hörten wir, wenn wir uns in der Stube aufhielten, alle möglichen Sprachen, mindestens ebenso oft Schweizerdeutsch wie Italienisch, aber auch Hochdeutsch, Französisch und andere nicht definierbare Sprachen.

Nur an den Wochenenden befanden sich mehrere Gruppen von Badenden am Strand, werktags war er nur schwach bevölkert. Von den anwesenden Frauen badeten etwa 50% halb und 20% ganz nackt, von den Männern wagten nur etwa 10% wirklich alles auszugiehen!

Obst, wo die Steintreppe beim Strand unten endet, stehen noch einige zerfallende Mauern, die Überreste einiger kleiner Häuschen. Dies Gemäuer war offenbar früher einmal eine „Bar“, ein „Miniatur-Strandrestaurant“. Von der ganzen Herrlichkeit ist nur noch oben am Weg ein Hinweis auf Getränke und Gelati übriggeblieben, die da unten erhältlich sein sollen! Neben dem Mauerwerk standen am ersten Tag unseres Aufenthalts drei etwa einen Meter zwanzig hohe Abfallbehälter, die überquollen von Büchsen, Plastikflaschen und stinkendem Abfall. Alte Zeitungen und anderer „Mist“, der nicht mehr Platz gefunden hatte, bedeckte die ganze Gegend. Auch am Strand entlang lagerte da und dort allerlei Unrat. Doch diese Unordnung verschwand recht bald. Die drei Behälter waren plötzlich nicht mehr da, ihr Inhalt jedoch lag zwei Tage lang in einer Ecke des Gemäuers. Am dritten Tag war er weggeräumt, der Strand war gesäubert und sieben neue Abfallbehälter standen schön in einer Reihe am Weg, alle mit starkem Draht an Bäumen und Büschen befestigt. Eine Tafel verlangte, man müsse allen Abfall in

diese Behälter werfen, und man dürfe diese nicht von ihrem Standort entfernen.

In südlichen Ländern, besonders aber in Calabrien, Sizilien und Andalusien muss der Tourist zu allererst lernen, das Schöne bewusst zu erleben und sich darüber zu freuen. Die herrliche, malerische Landschaft, die typische Bauweise der einzelnen Regionen, die reiche Vegetation mit ihrer fremdartigen Formen- und Farbenpracht sind für uns ungewohnte Dinge, die uns in Bewunderung und Staunen versetzen. Den an Strassenrändern und in allen Ecken herumliegenden Abfall, die vergilbten Zeitungen, die zertrümmerten Plastikwasserflaschen und Coca-Cola-Büchsen, sowie die zertrümmerten Holz- und Kartonkarasse muss man, ohne sich allzusehr zu ärgern übersehen können, was uns zuerst gar nicht so leicht fällt. Immer wieder richtet sich wie gebannt unser entsetzter Blick auf neuen, ungewohnten Zivilisationsmist, der auf Schritt und Tritt anzutreffen ist. Blicken wir von einer Strassenbrücke in ein malerisches Bachtäfel hinunter, dann erschreckt uns der ekelhafte Anblick der ungeordnet herumliegenden zerlöchernten Matratzen, der zerbrochenen Gartenstühle und Autowracks. Auch ein zersplitterter Fernsehapparat liegt irgendwo am Strassenrand. All dies Zeug können nicht die Touristen hergebracht haben!

Angenehm überrascht stellen wir aber auch fest, dass das Abfallentsorgungsproblem auf den liparischen Inseln durchaus er-

fasst worden ist. An vielen Stellen sind Auf-
rufe angebracht. Da liest man z. B. gross und
deutlich „Divieto“ (= Verbot), es sei verboten „scar-
ricare“ (= ablagern) Schutt und Abfall abzulagern,
Kehricht auf die Strasse zu werfen und Ver-
packungsmaterial liegen zu lassen. In Lipari
und in Canneto sind an mehreren Stellen je
drei grosse Container aufgestellt, ein grüner
für Glas (angeschrieben „Raccolta Vetro“), ein
blauer für Metall und Blech („Raccolta Lattine“),
und ein grauer für den übrigen Abfall (Haus-
halt Kehricht und Plastik). Und diese Contai-
ner werden auch regelmässig benützt und ge-
leert. Ihr Inhalt wird auf einen grossen Last-
wagen gekippt und weggeführt. Was aber um
diese Behälter herum an Unrat auf der Stras-
se liegt wird nicht mitgenommen. Einzig
der Hafen und der Platz vor der Kirche an
dem auch die beiden grösseren Restaurants
gelegen sind, werden gelegentlich mit dem
Besen gereinigt. Hier herrscht tatsächlich
wohltuende Sauberkeit. Aber schon hinter
dem Mäuerchen, das den Dorfplatz vom Strande
trennt, träumt vergessener Unrat vor sich
hin, alte, gelbe Zeitungen, breitgetretene Büch-
sen, Plastiktuben, alte Schuhe, zerbrochene
Flaschen....

Eines Morgens entdeckten wir einen
schwarzen Rauchpilz, der auf dem Monterosa
rasch in die Höhe stieg. Es sah aus, als sei
hier ein neuer Vulkan ausgebrochen; aber

mein, es war die liparische Kehrichtverbrennung! Die Bevölkerungszahlen haben auf allen sieben grossen Inseln stark abgenommen, und die kleinen sind unbewohnt. Wer hier geblieben ist, muss seinem Brotberuf nachgehen. Mit der Abfallbeseitigung lässt sich hier kaum Geld verdienen, die Kosten sind hoch. Viele Gärten sind verwildert, viele Häuser stehen leer. Geld- und Personal-mangel verhindern vorläufig die befriedigende Lösung des Abfallproblems. Von Tag zu Tag kommt uns aber die aeolische Inselwelt in dem Masse schöner vor, in dem unser Verständnis für die Problematik wächst.

Das zweite, was der Fremde hier im Süden lernen muss, das ist das geduldige Warten. Die Fährschiffe z. B. kommen in der Regel nicht fahrplanmässig, sondern mit Verspätung an. Sie fahren ab, wenn alles aus- und eingeladen ist. Wenn z. B. in Ginestra mehrere Personen vom grossen Fährboot mit dem kleinen blauen Ruderschiffchen an Land gerudert werden müssen, und wenn ausserdem hoher Wellengang die Fahrt verzögert, dann ist bald eine halbe Stunde oder mehr Verspätung eingehandelt. Doch, was macht das schon in den Ferien! Die Wartezeiten benützte ich mehrmals zum Aquarellieren. Wir hatten ja Zeit!

Der Reihe nach unternahmen wir immer grössere Ausflüge und schalteten dazwischen jeweils einen Ruhetag am Strand ein. Die erste Wanderung führte uns auf der Skas-

se einige Kilometer weit zu den schnee-weissen Bimssteingebirgen, wo wir ein weiteres Abenteuer erleben.

Als die Buben an den äussersten Rand der Halde aus Bimssteinstaub traten, die recht steil etwa doppelte Kirchturmhöhe direkt ins Meer hinunter verläuft, da bekamen wir Angst, es könnte einer austutschen und hinunterfallen. Im mehligem Staub würde es wahrscheinlich unmöglich sein, wieder heraufzuklettern! Daher wanderten wir rasch weiter und fanden etwas nördlicher eine kleinere Halde oberhalb der Strasse, die von einem "Miniatur-Autofriedhof" auf einen flachen Platz hinunter führte. Hier konnten die Buben hinaufklettern und das "Bimssteinrutschen" nach Herzenslust ausprobieren. Es zeigte sich, dass dies gar nicht gefährlich ist. Die Rutschgeschwindigkeit lässt sich leicht regulieren und die Talfahrt kann durch geschicktes Aufstehen jederzeit abgebrochen werden. Es war ein ganz toller Spass! Einige Tage später versuchten wir das Rutschen bis ins Meer hinunter auch bei der ganz grossen Halde, und ich hielt dies Erlebnis sogar auf einem kleinen Aquarell fest.

Bimssteine und Bimssteinmehl werden heute im Haushalt kaum mehr verwendet. Das weisse Gesteinsmaterial wird aber auch heute noch sorgfältig abgebaut. Die Industrie benötigt es offenbar auch heute noch beim Abschleifen rauher Oberflächen. Ich erinnere mich deutlich an die Zeiten, in denen rostfreie Messer noch unbekannt waren. Mit meiner Gross-

Mutter reinigte und schliiff ich oft nach den Mahlzeiten alle Gabeln und Messer mit Bimssteinpulver. Man drückte einen nassen Eichenkorkzapfen in das Tellerchen mit dem weissen Pulver und riib damit die Klängen bis aller Rost verschwunden war und sie wieder sauber glänzten und wie neu aussahen.

Als etwa sechseinhalbjähriger Erstklässler hatte ich ausserdem ein recht aufregendes Bimsstein-Erlebnis. Mit dem "Griffel" schrieb ich meine Frakturbuchstaben auf die Schiefertafel und zerkratzte dabei die Schreibflächen, die linierte und die karierte. Eines Tages gab mir der ehrwürdige und gestrenge Herr Lehrer - Hafner hiess er - einen etwa handtellergrossen, anderthalb Zentimeter dicken Bimsstein mit nach Hause. Meine Mutter, sagte er, solle die Tafel gut nass machen und sie mit dem Stein vorn und hinten wieder glatt schleifen, er ritze mir dann wieder neue saubere Schreiblinien in meine Tafel. Meine Mutter riib den Stein auf den Flächen hin und her, dass es nur so schäumte. Doch - ach - plötzlich brach er mitten entzwei. Ich weinte, als ich sah, dass der Stein meines gestrengen Lehrers auseinandergebrochen war. Ich fürchtete mich beim Gedanken an die Schelte, die dies Unglück bewirken würde. Zerbrochen durfte ich doch des Lehrers Eigentum nicht zurückbringen! Dies Unglück passierte kurz nach der Kriegszeit [1919], als wir in Deutschland noch spürbaren Mangel litten. Auch wussten wir

nicht, wo wir einen neuen Stein kaufen konnten. Mutter wollte den Herrn Lehrer fragen und versprach mir, mich zur Schule zu begleiten, was mir sehr peinlich war... Mit starkem Herz klopfen traten wir zu Herrn Hafner an sein hohes Pult. Doch, als er die Bescherung sah und vor allem auch unsere Niedergeschlagenheit, da lachte er mit und meinte, der Stein sei ja schon ganz dünn gewesen, und jeder zerbreche einmal. Das sei doch ganz natürlich und gar nicht schlimm. Der Herr Lehrer ströbete meine Mutter und mich, wobei uns die grössten Steine von den Herzen fielen!

Ein zweiter Ausflug führte uns mit dem Autobus auf der Strasse, die rund um die Insel Lipari führt und rund zwanzig Kilometer lang ist, am Bimssteingebirge vorbei bis nach Aquacalda im Norden. Wir folgten weiter der Strasse, bewunderten die prächtige Aussicht auf die Inseln Alicudi, Filicudi, Salina, Panarea und Stromboli, und stiegen immer höher hinauf bis zur Ortschaft Quattropani. An einem besonders schönen Aussichtspunkt trafen wir eine Familie aus der Schweiz. Für jedes Familienmitglied hatten diese Landsleute ein Töffli gemietet, was im Tag etwa Fr. 20.- kostet. Wie die Einheimischen fahren alle ohne Helm und leicht bekleidet. Auf Lipari ist eben alles anders als in Italien und im übrigen Europa! Etwa eine Stunde später, als wir an einer Gartenwirtschaft vorbei wan-

dersten, entdeckten wir diese für einen Tag mobilisierten Schweizer fröhlich plaudernd im Schatten der Bäume. Im nächsten Restaurant bekamen die drei Buben, die den ganzen Tag tapfer gewandert waren, eine der beliebtesten Gelati. [Das Wort ist zwar männlich „il gelato“, weshalb es wahrscheinlich heissen müsste: ... sie bekamen einen Gelato].

Als ein Feigenbaum, der schöne, reife Früchte trug, seine Äste weit auf die Strasse heraushängen liess, da konnte einer der Jungen dem Braug, eine der süssen Früchte zu pflücken, nicht widerstehen, und Mirjam erzählte die Geschichte von Pfarrers Zwetschgenbaum. Der geistliche hatte, um die Buben zu warnen, an seinem Baum mit den reifen Früchten ein Plakat aufgehängt mit den Worten: „Der liebe Gott sieht alles!“ Doch Karls Buben wussten auch, was die Zwetschgendiebe darunter schrieben: „Aber er verrät uns nicht!“

Auch auf diesem Ausflug entdeckten wir [und besonders auch die aufmerksamen Buben] viel Interessantes und Merkwürdiges, so z. B. Gottesanbeterinnen, die regungslos auf einem Zweig, ja sogar auf der Leitplanke der Strasse sassen. Joachim fand einen vollkommenen, schön gebleichten Katzenschädel mit sämtlichen Zähnen im Ober- und im Unterkiefer. Der wurde sorgfältig gereinigt, eingepackt und heimgenommen.

Dort, wo die Strasse gegen die Ortschaft Lipari hinunterführt, fanden wir auch das

Hotel „Diana“, der Familie von Kunstmales Hun-
ziker. Wir wagten uns einige Schritte zum Eingang
dieser schönen Pension hinauf, und ich stellte fest,
dass seit unserem Aufenthalt von 1975 hier man-
ches verändert worden ist. Der Weg ist breiter und
führt zu einem neu angelegten Autoparkplatz. Auch
eine Bocciabahn ist entstanden. Ein hübsches,
schwarzes Hündchen kam hinter der Villa hervor
und folgte uns bis weit hinunter nach Lipati.
Wir hatten gehofft, es bleibe beim Privathaus des
inzwischen verstorbenen Kunstmalers, das links
etwas zurück von der Hauptstrasse in einem
prächtigen Garten mit grosser Pergola gelegen ist.
Aber nein, wir mussten jede mögliche List anwen-
den, um das zierliche und so anhängliche Tier
wieder los zu werden.

Als wir schliesslich bei der Busstation,
beim Fährschiffhafen, bei der „Marina longa“
ankamen, mussten wir leider feststellen, dass
wir den letzten Kuts verpasst hatten. Trotz
den vielen an jenem Tag schon zurückge-
legten Kilometern, wanderten wir auf der
Überlandstrasse Richtung Canneto und durch
den „Monterosa-Tunnel“ weiter bis zu unse-
rer Unterkunft. Wir hatten also an diesem Tag
die ganze Fusel umrundet, und keinem der
Knaben kam es in den Sinn zu murren, als
der Bus schon fort war! Tapfer meisterten
sie auch noch das letzte Stück - drei Viertel-
stunden - dieses Trainingsmarsches!

Der nächste grössere Ausflug wurde am 4. Oktober 1991 ausgeführt. Erstmals in diesen verlängerten Sommerferien bestiegen wir einen „Aliscafo“, ein Tragflügel-Schnellboot, das uns in kurzer Zeit zur Insel Vulcano hinüber brachte. Im „Supermarkt“ des Dorfes kauften wir noch etwas Proviant und wanderten dann Richtung Elektrizitätswerk. In der Gegend, wo der nicht markierte Wanderweg links den Berg hinauf abzweigt, steht eine Warnungstafel, die in mehreren Sprachen mitteilt, man dürfe sich auf dem Vulkan nicht „ninsetzen“ oder „ninlegen“. Der Fussweg führt durch Ginstergebüsch immer höher hinauf. Mehr und mehr aber hört die Vegetation auf. Das rosarote vulkanische Gestein ist eine lange Strecke weit ganz weich. Noch weiter oben ist der Boden schwarzbraun. Man erkennt leicht, dass hier einige uralte Krater ineinander liegen. Wir bestiegen den noch tauchenden inneren und gelangten bald zu den „Fumaroli“. Das sind die Stellen, wo der heisse Schwefeldampf aus dem Boden dringt und mit der Zeit kleine, gelbe und braune Kristalle ablagert. Ein kleines Solarkraftwerk, so gross wie zwei freistehende, zusammengebaute Telefonkabinen liefert den Strom zur elektronischen Registrierung der Vulkanaktivität. Wir stiegen hinauf zum höchsten Punkt, wo wir uns beim Vermessungssignal „ninsetzten“ und picknickten. Ein einsamer Italiener liess sich von uns fotografieren und bestellte ein Bild. Dann wanderten wir rund um den Krater und kehrten auf dem gleichen Weg, den wir gekommen waren, nach Vulcano zurück.

Unweit des Schifflandeplatzes befindet sich eine etwa dreissig Meter lange und zehn Meter breite ovale Vertiefung im Gelände, und darin brodelet der gelbweisse, vulkanische Schlamm. Im Jahr 1975 war dies etwa einen Meter tiefe Loch erst halb so gross und der Schwefelschlamm war noch so dick wie Apfelmus. Wir waren beinahe allein, als wir in diesem herrlich warmen Sprudelbad badeten. Versich mit dem weissen Schlamm von Kopf bis Fuss einstreicht, der sieht ganz geisthaft, wie eine griechische oder römische Marmorstatue aus.

Bis zum Meeresstrand sind es nur wenige Schritte. Hier am Ufer ist der Sand dunkel. Als ein Hund hier vorbeispazierte, lief er plötzlich schnell aber nur noch auf drei Beinen. Er hielt sein viertes in die Höhe. Was war geschehen? Er war auf eine der vielen Stellen getreten, an denen siedend heisser aber unsichtbarer Vulkandampf aus dem Boden dringt. Wer hier barfuss spaziert, der verspürt plötzlich einen schmerzhaften „Nadelstich“ in einer Fuss-Sohle, und er möchte wie der Hund nur noch einbeinig weiterhüpfen! Wenn das Meer ruhig ist, kann man in der warmen Vulkanbucht gemütlich baden. Über den „Fumarolen“ sprudelt das erwärmte Meerwasser. Wünscht man eine höhere Wassertemperatur, dreissig oder gar vierzig Grad, dann senkt man seinen Körper einfach etwas tiefer hinunter. Karl tutschte mit den stützenden Armen aus und geriet mit seiner Badehose noch tiefer ins heisse Wasser hinunter. Er musste später feststellen, dass seine Kunstfaser-Badehose an einer fünflibergrossen Stelle geschmolzen war! Ja

das Meer während unseres Besuchs ziemlich bewegt war, wurden wir von den Wellen heftig hin- und her geworfen. Auch mich schmetterte eine Welle auf die grossen Steine, so dass mein rechter Unterarm zur Erinnerung einige Tage lang voller Schrammen und Schürfwunden war. Die erfindungsreichen Bubben bauten schnell aus grossen Lavabrocken einen von andern Badegästen begonnenen Wellenbrecher aus, hinter dem das vulkanische Baden recht angenehm war. Das Schlammbad, wird behauptet, wirke vorzüglich bei der Verschönerung der Haut, und die schwefelige Wärme heile den Rheumatismus!

Als wir uns hier einige Stunden aufgehalten hatten, wanderten wir in nordwestlicher Richtung durch einen grossen Eukalyptuswald, in dem sich mehrere prächtige Villen, offenbar Ferienhäuser reicher Italiener, verstecken. Nach etwa zwanzig Minuten gelangten wir ins „Valle dei Mostri“, und wirklich, phantastische Lavagebilde, die da am Strand herumstanden und lagen, glichen furchterregenden Ungeheuern.

Zurück beim Schiffsteg von Vulcano verpflegten wir uns aus unseren Rucksäcken. Es begann bereits zu dunkeln, und ein kühler Wind liess uns frösteln. Mit Karl bestieg ich daher den vulkanischen Felsklotz beim Schlammbad, das jetzt voller Leute war. Es sah aus wie ein grosser weisser Feller, auf dem dunkle Menschenköpfe unbeweglich lagen. Der ganze Felsklotz ist warm wie ein Kachelofen mit vielen warmen Ofenbänklein. Endlich kam das Schiff, das uns zurück nach Lipari brachte.

Am spätern Sonntagmorgen, 6. Oktober 1992, wendeten wir durch Lipari und dann der bekannten Strasse nach, die um die ganze Insel herumführt. Wir kamen bald am schönen Hotel „Diana“ [Hunziker] vorbei und gelangten langsam höher hinauf. Doch bevor wir zum Aussichtspunkt mit der Bus-Haltestelle kamen, verliessen wir die Strasse Richtung Valle Muria. Der Nebenweg führte an einsamen zum Teil verwilderten Gärten vorbei, in denen zwischen Feigenkakteen und Mandelbäumen da und dort ein kleines Kartoffeläckerchen von zwei bis fünf Quadratmetern Grösse angelegt war. Auch Tomaten und Buschbohnen gedeihen zwischen Rizinus- und Kaperngebüsch. Hier und da trafen wir auch einen Feigen-, einen Oliven- oder Quittenbaum in den Rebbergen, die zum Teil ganz ungepflegt aussahen. Kleine Bauernhöfe lagen weit zerstreut in der Landschaft. Über einen niedrigen Pass erreichten wir das Valle Muria, durch das wir hinunterstiegen zum berühmten Strand.

Drei Sporttaucher befassten sich eben mit ihren komplizierten Ausrüstungsgegenständen. Es war „echt“ spannend, ihnen bei ihren Vorbereitungen zuzusehen. Ein kleines, malerisches Motorboot brachte einige junge Leute, die von Vulcano oder Lipari aus bequemer und wahrscheinlich auch schneller als wir zu diesem wunderschönen Strand gelangten. Unter einem überhängenden gelblichen Lavafelsens fanden wir ein schönes Schattenplätzchen. Hier konnte ich ruhig aquadellieren, denn die Aussicht auf die hübschen kleinen Klippen im Meer

und auf den westlichen Teil der Insel Vulcano liegen offen vor uns. Der schwarze Sand und das Wasser waren in der Tat ganz sauber. Erst am späten Nachmittag packten wir zusammen und wanderten hinauf zum Aussichtspunkt, wo wir den Bus nach Lipari zur fahplanmässigen Zeit erreichen mussten. Er brachte uns auch glücklich zur Endstation am Fährschiffhafen, von wo wir zum zweiten Mal durch den Monterosa nach Canneto wanderten, wo als Anerkennung für vorbildliches Verhalten die Buben mit gelati belohnt wurden.

Als absoluter Höhepunkt unter unsern vielen angenehmen und interessanten Ferienerlebnissen folgte am Dienstag, den 8. Oktober 1991 unsere Reise nach Stromboli und das Kampieren auf dem in Europa einzigen noch ununterbrochen in kurzen Zeitabständen Feuer speienden Vulkan. Vom 1. Oktober an wurden verschiedene Schiffskurse eingestellt, und nach diesem „Winterfahrplan“ konnte man 1991/92 nur noch dienstags und freitags von Lipari nach Stromboli fahren. Nur der Dienstag, der 8. Oktober kam für unsere Reise in Frage, denn am Samstag danach wollten und mussten wir ja die lange Heimreise in die Schweiz antreten. Und wieder lachte uns grosses, unverdientes Glück. Es hätte doch ausgerechnet an diesem Tag regnen und stürmen können. Doch es herrschte sonniges, windstilles Wetter. Wir wussten, dass es auf dem beinahe tausend Meter hohen Vulkan empfindlich kalt sein würde und pack-

den daher alle unsere Kleider, Pullover, Windjacken und Regenmäntel ein.

Nach einem angenehmen Ruhetag erlebten wir wieder einmal die spannende „Schiffsromantik“, das schwingvolle Hinauswerfen des mit einem Gewicht beschwerten Schnur, an der dann das dicke Tau an Land gezogen wird zur Befestigung des Schiffs vorn und hinten, das Aufklappen des Schiffsbugs und das Heruntersinken der breiten Rampe, auf der dann Lastwagen und Personenautomobile heraus- und hineinfahren. Die Passagiere steigen jeweils erst zuletzt aus oder ein. Das durch tausendfache Wiederholung eingeübte Zusammenspiel der Matrosen und der Hafenarbeiter ist an jeder Landestelle anders, aber in jedem einzelnen Hafen bis auf die kleinste Handlung jedesmal genau gleich.

Von Lipari aus steuerte unser Schiff zuerst zur Insel Panarea, dann zwischen einigen kleinen, felsigen Inselriffen hindurch nach Stromboli. Diese ganze Reise dauerte etwa zwei Stunden, denn unterwegs wurde bei mehreren Ortschaften angehalten. Große Lastwagen voll Baumaterial (Sand, Zement) für einen Neubau und kleinere Lieferwagen mit Postsäcken, Wasser, Milch, Früchten und Gemüse und auch Motorräder fuhrten über die Brücke an Land. Dann folgten die wenigen Passagiere, meist junge „Trampet“ in kleinen

Gruppen, sowie Liebes- oder Hochzeitspaare. Her- nach begann die Bewegung in umgekehrter Rich- tung, und andere Fahrzeuge verschwanden im dun- keln Bauch der Fähre. Bei der idyllischen Ort- schaft Ginostra, die von sich behauptet, den kleinsten Hafen der Welt zu besitzen, muss das riesige Fährboot etwa dreihundert Meter vom Strand entfernt anhalten. Ein robustes, auffäl- lig breites, hellblau bemaltes Ruderboot mit zwei kräftigen, bärtigen Ruderern näherte sich mit einem jungen Passagier. Gespannt beobach- teten wir die Szene von hoch oben. Als die Ru- derer seitlich am Rumpf unseres grossen, schnee-weissen Schiffes angekommen waren, hielt sich der eine der beiden starken Männer an einem Seil fest, das aussen am Fährboot angebracht ist. Der andere warf den Rucksack seines einzigen Passagiers durch eine kleine Öffnung ins Innere des Dampfers und half dann dem unternehmungslustigen Weltreisen- den beim Erklimmen der Schiffsöffnung. Dann wurden verschiedene Papiere hinaus- und her- eingereicht. Der Postsack flog ins Ruderboot und wurde ganz vorn verstaut, darauf folgten Pake- te und Harasse mit Milch, Früchten und Ge- müse, die das kleine blaue Schiffchen beinahe ganz ausfüllten. Die beiden Ruderer arbeiteten sich dann samt ihrem Boot nach hinten, in- dem sie sich ohne zu rudern am Seil dem Schiffsrumpf entlang vorwärtshangelten.

Der Schiffskran schwenkte mit einer Ladung Armierungseisen aus. Die schweren Stangen waren haarnadel förmig zusammengebogen und senkten sich langsam auf das kleine Schiffchen, das alsbald mit seiner gut festgebundenen Last auf den Wellen schaukelnd seinem Miniaturhafen zusteuerte. Dort wartete zwischen einigen Leuten geduldig der offenbar seit Jahren hier als Transportmittel "arbeitende Esel. Ginostra besitzt wahrscheinlich keine Fahrstrassen.

Als wir am folgenden Tag, am Mittwoch, 9. Oktober, zurückreisten, mussten hier u. a. fünf Passagiere ausgeladen werden. Der Aufenthalt vor der Ortschaft dauerte recht lange, weil die Ruderer zuerst nur zwei der Reisenden mitnahmen, dann wieder zwei und bei ihrer letzten Fahrt den fünften. Sie mussten also die wegen der ordentlich hohen Wellen recht anstrengende Strecke, auf der das blaue Schiffchen wie eine Muschale hin- und hergeworfen wurde, sechsmal zurücklegen! Wir vermuteten, es bestehe eine Vorschrift, die es verbietet, mehr als zwei Passagiere einzuladen. Wenn man solchen Manövern zuschaut, dann begreift man, dass die Fahrpläne nicht genau eingehalten werden können.

Um die Mittagszeit erreichten wir den Hafen von Stromboli und wanderten durch das langgestreckte Strassendorf hinauf zur Kirche, vor der sich ein freier Platz mit eini-

gen steinernen Sitzbänken befindet. Hier packten wir deummetweise unsern „Lunch“ aus und beobachteten eine Gruppe des SAC, des „Schweizerischen Alpenclubs“, die mit uns hier eingetroffen war. Diese etwa zwanzig Personen kamen ohne Zwischenaufenthalt direkt aus der Schweiz und wollten den berühmten Vulkan erst am folgenden Tag bestiegen. Sie waren auf der Suche nach ihrer Unterkunft und konnten mit diesem Argument die qudringlichen Bergführer abweisen. Wenn wir schnurstraks weiter, in die Landschaft hinaus, gewandert wären, hätten wir vielleicht die Begegnung mit dem Führer vermeiden können. So aber wurden wir kräftig bearbeitet! Ein junges, schneidiges „Führer“ behauptete, es sei strikte verboten, den gefährlichen Vulkan ohne Führer zu erklimmen, und es würden polizeiliche Kontrollen durchgeführt. Wir müssten uns unbedingt um 16 Uhr hier auf dem Kirchplatz einfinden, alsdann beginne die offizielle Führung. Wir begriffen gut, dass die Leute hier mit irgend einer Dienstleistung ihren Lebensunterhalt verdienen müssen! Auch rechneten wir aus, dass der Führer mit seinen Leuten etwa um 20 Uhr, bei der schönsten Dunkelheit auf dem Krater rand eintreffen würde, und nach einem Aufenthalt von einer knappen Stunde wollte er wahrscheinlich die Ortschaft Stromboli vor Mitternacht wieder erreichen! Das war nicht unsere Absicht! Wir wollten bei Tageslicht hinaufsteigen. Als Alpinisten

und Hochgebirgssoldaten kannten wir auch die erforderlichen Vorsichtsmaßnahmen bei einer gefährlichen Bergbesteigung. Auch ein nächtlicher Abstieg wäre für uns bestimmt kein Problem. Ausserdem sagten wir uns, dass man niemandem das Besteigen eines Berges verbieten kann.

Als wir endlich den zudringlichen Bergführer los waren, zu dem wir möglichst nichts gesagt hatten, überlegten wir noch eine Weile hin und her, was zu tun sei. Solleten wir in einem der Hotels und Pensionen eine Unterkunft mieten? Könnten wir vielleicht nach unserer Rückkehr vom Krater irgendwo am Strand im Freien übernachten? Schliesslich machten wir uns mit „komischen“ Gefühlen der Ungewissheit und mit einem etwas schlechten Gewissen auf den Weg, der gar nirgends markiert ist. Doch wir kannten ihn aus Büchern, Beschreibungen und genauen Landkarten. Er ist zuerst, d. h. unten recht gut ausgebaut mit Pflästerungen und Mäuerchen. Weiter oben führt er durch das, was wir ein riesiges „Schilfgelände“ nennen würden. Doch hier ist ja kein Wasser und die Pflanze ist viel höher als unser Schilf (Fragmites). Sie wird vier Meter hoch und höher und heisst Spanisches Rohr! Ich beobachtete das Gelände rechts und links des Wegs und merkte mir einige Stellen, an denen man notfalls etwas abseits gut versteckt einige Stunden kam-

pieten und im Freien schlafen könnte.

Gemütlich wandernd gelangten wir immer höher hinauf. Wir stiegen auch auf Mittelmeerpflanzen, die in der Schweiz nicht vorkommen, und die im Vorbeiweg photographiert wurden. Der Weg wird nach und nach immer schlechter und steiler. Nun hörte wir auch von Zeit zu Zeit das dumpf grollende Pötern der Vulkan ausbrüche. Zu sehen war aber jeweils nur ein bald wieder verschwindender grauer Rauchklumpen. Bei den ersten deutlich feststellbaren Eruptionen warf ich jeweils einen Blick auf meine Uhr und notierte: 16 Uhr 20; 16 Uhr 40; 17 Uhr 05; 17 Uhr 25; 17 Uhr 55.... Auf dem ziemlich steilen schwarzen Grat betrachteten wir die vielen hufeisenförmigen aus Lavagestein aufgeschichteten Windschutzbuchten, die wie Theaterlogen - etwa fünf bis zehn Meter von einander entfernt - von früher hier verweilenden Touristen aufgeschichtet worden waren. Wir stiegen noch weiter hinauf bis zur obersten waagrechten Kraterkante, auf der sich bereits etwa zehn Touristen niedergelassen hatten, und es kamen laufend weitere dazu. Unterwegs, im Rohrdickicht, hatten wir niemanden gesehen oder gehört.

Erst als wir oberhalb der Vegetation angelangt waren, hatten wir vereinzelt kleine Wanderguppen bemerkt. Sie alle waren ohne Führer hier heraufgeklettert. Alle richteten sich auf der Kraterkante gemütlich für einen längeren Aufenthalt ein. Steine wurden als Sitzgelegenheit aufgeschichtet, Wolldecken und Schlafsäcke ausgepackt. Karl stellte bei einer Windschutzbucht, von der die Buben Besitz ergrif-

fen hatten sein Stativ auf, um mit Filmsorten verschiedener Empfindlichkeit die Eruptionen zu photographieren. Langsam wurde es immer dunkler, und die Ausbrüche kamen immer schöner zur Geltung. Vor uns, in der Tiefe, glühte orangefarben wie ein grosses Ofenloch ein feuriges Loch. Aber nicht dort, sondern ein schönes Stück weit davon entfernt spritzten, begleitet von schaurigem Grollen und Donnern, die glühenden Steine heraus, flogen wie ein kunstvolles Feuerwerk etwa dreissig Meter hoch in die Nachtluft hinauf und rollten dann auf der von uns abgekehrten Vulkanseite hinunter ins Meer. Unter dem Meeresspiegel soll der Vulkankegel noch weitere 2000 Meter in die Tiefe hinabreichen. Von der Meeresoberfläche bis zu uns herauf beträgt der Höhenunterschied beinahe 1000 Meter! Manchmal kommt es vor, dass der unberechenbare Vulkan an zwei oder drei Stellen gleichzeitig ausbricht. Dies ist besonders eindrucklich. Aus der Literatur lässt sich entnehmen, dass auch schon gleichzeitig zehn Feuerfontänen gezählt wurden!

Als wir zwei oder drei Stunden lang dem faszinierenden Schauspiel zugeschaut hatten, stellten wir fest, dass sich über uns ein wunderschöner Sternenhimmel wölbte. Wieder hatten wir Glück! Es war zufällig "Leermund", so dass am ganzen Himmelgewölbe die Sternbilder mit ihren Fixsternen und die Planeten hell und deutlich zu erkennen waren. Wir befassten uns eingehend mit Sternkunde, suchten den Polarstern, den Orion mit Betelgeuze und Rigel, den Aldebaran im Stier, das Siebengestirn und die Zwillinge, die rechts von uns in die Höhe stiegen. Gelegentlich zog auch ein Flugzeug oder ein Satellit vorbei,

und unten, auf der schimmernden Meeresfläche bewegte sich langsam von Neapel her ein märchenhaft beleuchtetes Luxus-Fährboot. Vor der Westküste der Insel Stromboli war auch ein hell beleuchtetes Touristenboot aufgetaucht mit Leuten, die das Vulkanschauspiel von unten betrachten wollten. Damit sie die 1000 Meter weit bis ins Meer hinunter tollenden glühenden Steine besser sehen konnten, wurden von Zeit zu Zeit alle Lichter in diesem Schiff ausgelöscht. Auch bewegte es sich recht lange Zeit nicht von der Stelle.

Schon als wir kurze Zeit auf dem Boden gesessen hatten, stellten wir verwundert fest, dass das Gestein warm wie das Bänkchen eines Kachelofens war. Aber die "Bergluft", obwohl glücklicherweise nur ein schwaches Windlein wehte, wurde nach und nach immer kälter. Wir zogen alle Kleider an, die wir mitgebracht hatten und legten uns auf den warmen Boden.

Nach 20 Uhr tauchte auch der Bergführer mit einigen Leuten auf. Von Polizeikontrolle war nichts festzustellen. Als diese "Geführten" mit ihren Taschenlampen in der Dunkelheit wieder abmarschierten, merkten wir uns den Weg, den sie einschlugen. Wir wussten aus den Büchern und hatten es auch auf der Landkarte gesehen, dass der Abstieg über grosse, steile Aschenfelder führt, die über gefährlichen Felsbändern enden. Bei Tageslicht würde uns dieser Abstieg bestimmt keine Schwierigkeiten machen! Ausserdem hatten wir ja dann die Spuren der nächtlichen Berggänger in der Asche!

Noch eine Weile hörten wir der Unter-

haltung anderer Touristen in unserer Nähe zu. Gann
aber versuchten wir zu schlafen, wurden aber in jeder
Stunde zwei oder dreimal durch einen neuen Vulkan aus-
bruch geweckt. Natürlich schauten wir dem faszini-
erenden Ereignis jedesmal wieder zu und fanden,
es sei nun noch schöner gewesen! Leider dauerte
der Zauber jeweils kaum eine Minute lang.

Wir lagen eng aneinander geschmiegt und kehr-
ten immer wieder unsere kalte Körperseite nach
unten zum warmen Boden. Einmal verspürte ich
ein zartes Streicheln an meinen Waden und dachte,
das sei wahrscheinlich einer meiner Enkel, der
eine Zeitlang seinem Vater beim Photographieren
zuschaut und nun in der Dunkelheit wieder
sein warmes Plätzchen suchte. Als ich mich aber
umdrehte und gegen meine Beine blickte, musste
ich feststellen, dass kein Mensch da war sondern
nur einige Ratten auf der Suche nach etwas Ess-
barem, das die Touristen in der Dunkelheit ver-
loren hatten. Am Morgen erzählten auch Mir-
jam und Karl ihr Rattenenerlebnis. Ihnen waren
diese lieblichen Tierchen sogar übers Gesicht
gehuscht! Rattenenerlebnisse aus dem Militärdi-
enst wurden aufgefrischt. Im Tessin hatten
wir sie gelegentlich am hell-heitern Tag füt-
tern können. Und meine Grossmutter Karoline
Klenk-Stuber (1854 bis 1938) hatte meine Schwester
Mattha und mich zum Miststock hergerufen und
uns die herzigen Tierchen mit den kleinen Öhrchen
und den glänzenden Äuglein gezeigt, die der On-
kel gefangen und getötet hatte, was diese fre-
chen und bösen Heulunken" auch verdient hat-

ten! Grossmutter's Umschwenken von andächtiger Bewunderung in Abscheu, Hass und Verfluchung war wirklich einmalig, und diese „Geschichte“ wurde immer wieder erzählt.

Auf dem Stromboli wurde uns auch bewusst, wie lange eine Nacht in Wirklichkeit ist. Nur ganz langsam verschoben sich die Sterne, und nun sehr allmählich verblassten sie. Der Osten wurde heller und endlich blinzelte die Sonne durch den zarten Dunst. Volle dreizehn Stunden lang dauerte unser Aufenthalt auf der Schmiedewerkstatt des fleissigen Feuergotts und Waffenschmieds der Götter, des gewaltigen Hephaistos, vom goldtoten Sonnenuntergang bis zum ebenso schönen Sonnenaufgang. Dann aber, als es richtig Tag war, packten wir unsere Sachen zusammen und begannen den Abstieg. Wir konnten die deutliche und breite Spur der nächtlichen „Absteiger“ nicht verfehlen. Sie führte schräg in das grosse Aschenfeld hinein und dann in der Fallgeraden steil hinunter. Wer hier einen Schritt machte, der sank tief in der weichen Asche ein und tutschte gleich noch dreissig oder vierzig Zentimeter weiter nach unten! Das war ein lustiges Abwärtschreiten, das zum immer ausgeprägteren, rhythmischen Rutschen nach jedem Schritt reizte. Wir legten in kurzer Zeit ein grosses Wegstück des Abstiegs zurück und kamen uns mit unsern überlangen Schritten vor wie Astronauten auf dem Mond. Doch, wir

durften uns nicht allzu sehr zum Rennen hin-
reissen lassen, denn man sah deutlich, wie die
Steilhalde über einem gefährlichen Felsabsturz en-
dete. Wehe dem, der hier seinen "Astronauten-
schritt" nicht rechtzeitig abstoppen kann! Etwa
hundert Meter oberhalb dieser bedrohlichen Stel-
le verlief daher des Führers Spur nach links hin-
über in sicheres Gelände. Im grauschwarzen
Aschensand sah ich etwas silberig glitzern. Ich
verlangsamte meinen "Weltraumschritt" und
bückte mich. Es war ein glänzendes, neues
Fünfundzwanzig-Stück!

Als wir gegen die Vegetationszone hinun-
ter kamen, sahen wir, dass sich ein grosses, weis-
ses Schiff der Ortschaft Stromboli näherte und
auf den Hafen zusteuerte. Mirjam hoffte, diese
allererste Rückfahrtgelegenheit benützen zu kön-
nen. Joachim und Adrian stürzten voraus
dem Hafen zu, dann folgte ich mit Joel, der
auf dem Weg für seine Eltern immer wieder
Zeichen anbrachte wie bei einer "Schwitzel-
jagd". Schon bei einem Abstand von wenigen
Schritten sah man sich im über manuskripten
Röhricht nicht mehr. Schliesslich gelangte
ich mit Joel auf die Dorfstrasse von Strombo-
li, die zum Hafen hinunter führt. Da sie in
einem Bogen verläuft konnten wir die An-
legestelle der Schiffe nicht sehen. Sie war von
einer Häuserreihe verdeckt in etwa fünfhun-
dert Metern Entfernung. Mit Joel beschloss ich

hier auf einem Mäuerchen. Sitzend auf „Mami“ und „Papi“ zu warten. Da diese längere Zeit nicht auftauchten, wurden wir unruhig. Wir sollten doch so rasch als möglich das Schiff erreichen. Hatte Karl doch noch fotografiert? Hatte sich eins von beiden verletzt, in einem der Erosionslöcher den Fuss verstaucht? Ich musste zurückkehren und nachschauen, was da los war! Als ich eben zu Joel gesagt hatte: „Warte hier bei unseren Rucksäcken. Ich komme bestimmt wieder zu dieser Stelle zurück!“ - Da kam vom Hafen her Adrian das Strässchen heraufgerannt und rief: „Grossvati, schnell, das Schiff fährt ab!“ Und das wäre schlimm gewesen. Man stelle sich vor: Die Eltern mit einem Kind im Schiff und ich mit zwei Ruben aber ohne Geld und ohne irgend welche Ausweise zurück auf der Insel! Wir rannten also, so schnell wir konnten, das Strässchen hinunter. Nach dem letzten Rank sahen wir das riesige Fährschiff zur Abfahrt bereit in etwa dreihundert Metern Entfernung. Karl und Joachim standen schon drin, Miriam noch an Land etwa fünf Meter vor der Einfahrt-Rampe. Sie winkte und rief uns laut, wir sollten uns beeilen, was wir ja auch taten. Schliesslich waren wir alle beisammen im Schiff, und die breite Lade- und Einstieg-Rampe begann sich zu heben. Da stürmte Adrian wieder aus dem Schiff hinaus und rief: „Ich habe meinen Rucksack vergessen!“ Ach, ja, als er mich und Joel suchen ging, da liess er begreiflicherweise seinen Rucksack auf dem Hafengebiet stehen. In der letzten Aufregung war er mit uns an seinen Sachen vorbei direkt ins

Schiff hinein gerannt! Die Matrosen und die Hafearbeiter schauten verdutzt und fragend dem „Drama“ zu, hatten sie doch sehr wahrscheinlich Adrians Bernddeutsch nicht verstanden. Nun befürchteten wir, das Schiff könne ohne Adrian abfahren. Doch die Herren der Meerfahrt verstanden. Die Rampe senkte sich ein weiteres Mal, und als Adrian mit seinem Rucksack ins Schiff hereintraute, da erhoben sie den Brohfinger gegen ihn, lachten aber amüsiert mit dem ganzen Gesicht. Natürlich bedankten wir uns für ihr grosses Verständnis. Endlich konnte der riesige Dampfer abfahren.

Auf dem Schiff hatten wir uns einiges zu erzählen! Wie erklärte sich eigentlich die rätselhafte Tatsache, dass Karl bereits im Büro die Fahrkarten für die Rückfahrt von Stromboli nach Lipari gekauft hatte, und wie konnte er mit Mirjam, Joachim und Adrian schon vor mir und Joel zum Schiff gelangen? Wie bei allen unseren Ferienabenteuern war wieder grosses Glück im Spiel! Mirjam und Karl hatten ein ausgetrocknetes Bachbett mit dem offiziellen Weg verwechselt und waren nicht etwa verirrt, sondern direkt ins Hafengebiet hinuntergelangt, allerdings recht zerkratzt von Brombeerranken, die den Bach überwuchert hatten.

Unterdessen hatte sich unser Schiff schon weit von Stromboli entfernt, und wir stellten fest, dass es gar nicht Richtung Lipari steuerte! Es lief der Reihe nach die gebirgigen Inseln Panarea, Salina und Vulcano an, und erst dann Lipari. Wir hatten wieder Glück! Für

zehn Franken konnten wir fünf Stunden lang bei schönstem Wetter die herrliche Rundfahrt genießen und dabei viel Interessantes und Wissenswertes studieren. Es waren wieder nur wenige Passagiere an Bord und wir kamen mit ihnen ins Gespräch.

Die Insel Salina hat natürlich ihren Namen vom Salz, das früher hier aus dem Meerwasser gewonnen wurde. An verschiedenen zum Teil recht steilen Berghängen konnten wir unzählige Mäuerchen entdecken. Früher waren hier die Bewohner gezwungen, selbst für ihre Ernährung zu sorgen. Sie bauten die Mäuerchen, um kleine, ebene Äckerchen für Getreide, Kartoffeln, Gemüse und Reben zu gewinnen. Heute spielt die Selbstversorgung kaum mehr eine Rolle. Die Leute leben vorwiegend vom Tourismus, oder sie arbeiten auswärts. Der Tourismus ist hier noch nicht sehr alt. Er kam erst, als der Regisseur Roberto Rossellini (1906 bis 1977) hier mit Ingrid Bergmann (1915 bis 1943) den Brautigen Film „Stromboli“ gedreht hatte. Eine riesige Filmmannschaft musste untergebracht und versorgt werden, und der berühmte Film machte die kleine Insel in aller Welt bekannt. Die Touristen trafen ein, und die Einheimischen stellten sich auf den Tourismus um.

Im Gebüsch und „Wald“ mehrerer Berghänge fielen uns auch die ungefähr einer Höhenkurve entlang laufenden etwa drei-

ssig Meter breiten gerodeten Streifen auf. Karl deutete dies als „Brandschutzrodung“, was einleuchtet. Eins ist sicher, mit einem etwas später direkt von Stromboli nach Lipari verkehrenden Tragflügelboot wären wir viel rascher zu unserer Wohnung zurückgekommen. Doch die grosse Rundfahrt war bestimmt viel schöner!

Auf das Wochenende vom 5. und 6. Oktober g. sahen wir auf braunen Plakaten ein Fest ausgeschrieben. Da stand zu lesen: „S. S. Nome di Maria. Parocchia di Pitrera. Programma religiosa. Manifestazione Folkloristiche.“ Die erwähnte Gemeinde befindet sich hoch über Cameto auf dem Berg. Mit Karl wanderte ich in der Dunkelheit der Strasse nach hinauf, und die vielen Automobilisten werden sich nicht wenig gewundert haben über uns zwei einsame Wanderer. Die sehr günstige Fussweg-Abkürzung, eine Art Treppe, die genau zu unserer Wohnung hinunter führt, entdeckten wir erst auf dem Heimweg. Nun, es strahlte ein prächtiger Sternenhimmel, der dann bei der Kirche von Pitrera gewaltig übertrumpft wurde von der blumigen Festbeleuchtung. Elektrische Glühbirnen in allen Farben fügten sich zu riesigen Girlanden und bildeten Blumen und Ornamente. Einige Polizisten versuchten Ordnung in die am Strassenrand sich drängenden Autos zu bringen. Beide Strassen-seiten waren dicht besetzt. Es war ein beständiges Kommen und Gehen. Näher bei

der hell beleuchteten Kirche waren Jahrmakletstän-
de aufgestellt, und da gab es Schuhe, Kleider, Spiel-
sachen und allerlei Kuchen und Süßigkeiten
zu kaufen. Durch das Gedränge der Menschen-
menge gelangten wir schliesslich zur Kirche, die
wir besichtigten. Vom Säugling bis zu den Hun-
dertjährigen waren alle da, denn es gab für alle
gratis Wurst und Brot. Die Verteilung ging auf-
fallend ruhig und gesittet vor sich. Es schien,
als ob sich all die Leute kannten, weshalb wir
uns als unbegleitete Fremdlinge nicht beteilig-
ten. Vis-à-vis der Kirche spielte eine elektro-
nisch verstärkte Band" auf einem Podium,
aber ausser den drei- und vierjährigen Kin-
dern tanzte niemand. Der eigentliche folk-
loristische Tanz kam wahrscheinlich erst nach
Mitternacht, als wir schon längst wieder
„zu Hause“ waren.

Die Bushaltestelle bei der „Marina longa“ war
gelegentlich unser Treffpunkt. Als ich eines Abends
dort wartend zeichnete und aquatellierte, kam ein
recht altes Männlein vom Matronistand zu mir
herüber und schaute mir zu. Der alte Herr be-
gann munter zu plaudern und war stolz auf
seine Kenntnisse, konnte er mich doch deutsch,
französisch und englisch mit ein paar kurzen
Formeln begrüßen. Er verkündete mir auch, er sei
in England und Australien gewesen, was ich gebüh-
rend bewunderte. Sein Selbstwertgefühl steigerte

sich, und er stellte sich vor mich hin, streckte beide Arme nach vorn und brachte eine halbe Kniebeuge zustande. Er sei eben mit seinen siebzig Jahren noch sehr gesund, meinte er. Das reizte mich zum Lächeln. Wir wollten für unsere gute Gesundheit dankbar sein, sagte ich und ludte ihm mit meinen bald achtzig Jahren gleich mehrere und viel tiefere Kniebeugen vor.

Da kommt mit gleich noch ein weiteres Episödenchen von der Bushaltestelle in den Sinn. Zur Mittagszeit waren wir eben eingestiegen. Einige grössere Schülerinnen und Schüler kamen mit ihren Schulbüchern und Heften daher, un-
ter ihnen auch ein netter Junge und zwei ebenso hübsche Mädchen. Der Junge stieg mit einigen andern Jünglingen in den Bus, die beiden Mädchen, von denen eines einen gelben Sonnenschirm aufgespannt hatte, warteten draussen, und sie wechselten noch einige Bemerkungen mit dem Burschen. Ich sass unmittelbar hinter dem etwa zwölfjährigen Jungen, der den vordersten Platz hinter dem Chauffeur eingenommen hatte. Als es nun Zeit wurde, abzufahren, ereignete sich ein bemerkenswerter Abschied. Das Mädchen drehte seinen Schirm so geschickt vors Gesicht, dass die Kameraden und die andern Passagiere, mit Ausnahme des Knaben hinter dem Buschauffeur nicht sehen sollten, was dahinter vor sich ging. Ich aber sah und hörte gerade noch, wie die Schö-

me „un bacino“ sagte und in gut drei Meter Entfernung von ihrem Freund den Mund spitzte und den „bacino“ durch die offene Eingangstüre quer durch den Bus zum Beschenktben hinüber warf.

Auf Lipari und den aeolischen Inseln erlebten wir immer nur nette, sympathische Leute. Eines Tages brachte uns eine Frau sogar einige ihrer Tintenfische als Muster an unsere Haustüre, wollte die sonderbaren Tiere sogar für uns kochen, da wir nicht viel davon verstanden!

Während sich die Familie am letzten Tag vor der Heimreise noch einmal ausgiebig am Strand aufhielt, querte ich allein mit Karl die ganze Insel Lipari. Am Bimssteinbergwerk vorbei wanderten wir auf der Straße bis nach Aquacalda, wo wir mit der Hilfe der genauen Landkarte und der eines Anwohners den Fussweg hinauf zum Monte Pilate oder Lilato fanden. Da wir nur Shorts trugen, wurden wir auf dem stark zugewachsenen Weg arg zerkratzt. Die Pflanzen des Südens haben vor allem zwei Eigenschaften. Sie duften und sie stechen, oft gar beides gleichzeitig. Als wir den höchsten Punkt der Insel erreicht hatten, befolgten wir eine Angabe im Liparibuch, wo steht, man könne ohne Weg weiterwandern Richtung Süden, hinunter zur Straße Lipari-Canneto-Pittera. Da wir wahrscheinlich zu früh Richtung Süden abschwanken, den Berggrat zu früh verliessen, wurde dies zu einem wahren Gebirgsabenteuer. Wir gerieten wohl von einer mehr oder weniger verlassenen und zerfallenen, ruinenartigen Steinhütte zur andern,

dann aber durch furchtbares Gestrüpp in eine beinahe unüberwindliche, steile und felsige Wildnis. Endlich nach der Durchquerung eines verwilderten Rebbergs voller Thornen, konnten wir bei einer kleinen Siedlung aufatmen. Wir fanden dann auch die steile, schon vor einigen Tagen entdeckte Abkürzung direkt hinunter zu "unserer" Wohnung, wo wir nach gut fünfständigem Fussmarsch wieder eintrafen. Zur Abkühlung schwammen wir noch ein letztes Mal ins Meer hinaus, wobei das Salzwasser ganz ordentlich in unseren Kratzwunden brannte. Angenehmer war die warme Dusche zu Hause, wo es uns nie an Wasser fehlte.

Grosse Aufregung am Donnerstagabend, 3.10.1991. Die Bubben schliefen alle schon. Karl zog seine Bücher mit den Mittelmeerpflanzen und Tieren hervor und wollte lesen. Doch, wo ist die heute Brille, die sechshundert Franken gekostet hat? Das grosse Suchen begann. Mit Mirjam und Karl kehrte ich alle Rucksäcke, durchsuchte Schubladen und Tablate, alles wurde umgeräumt. Doch, ach, die Brille in ihrem hellgrünen Etui war nirgends zu finden. Karls Hirn arbeitete und gerwartete sich. Wo hatte er sie zum letzten Mal gebraucht? Beim Rutschen den grossen, weissen Binussteinhang hinab hatte er sie bestimmt nicht getragen! Wohl aber nachher am Strand beim Studium! Dort konnte sie geblieben sein! Mit Taschenlampen wanderten wir spät abends in der Dunkelheit zum schwarzen Strand hinunter und suchten die Felsen und unseren Standplatz ab. Doch, es war nichts zu finden.

Schliesslich kehrten wir heim mit der Hoffnung, unser Glück könnte doch wieder funktionieren,

Mirjam könnte in der Zwischenzeit die vermisste Brille irgendwo in der Wohnung gefunden haben. Doch, ach, diese zuversichtliche Hoffnung zerschlug sich, verwandelte sich gar in traurige Hoffnungslosigkeit. In der Nacht beschäftigte uns der Verlust weiterhin. Immer wieder erwachten wir und überlegten, wo die Vermisste sein könnte. Am folgenden Morgen weckte Mirjam die Bubben früh und erklärte die Sachlage: „Wir haben ein grosses Problem. Alle müssen helfen und die Brille im grünen Etui suchen. Ihr müsst sofort, noch vor dem Frühstück, zum Strand und nochmals gründlich suchen, und auch auf dem Weg dorthin...“

Adrian drehte sich in seinem Bett um und zog die Brille unter seinem Kissen hervor!!! „Papi hat sie gestern liegen lassen, und ich habe sie gefunden! Ich blieb extra so lange auf und wach, bis ihr zu suchen beginnt, dann aber schlief ich auf einmal ein!“

Die drei Knaben waren stets sehr aufmerksam. Sie entdeckten immer wieder neue Insekten, Pflanzen und andere Sehenswürdigkeiten. Hier sollen noch einige wenige aufgezählt werden.

Auf den Tritten unserer „unregelmässigen“ Motocote-Gandria-Treppe wachsen da und dort meterhohe Geraniengebüsche. Und hier begrüsst uns schon bei unserer nächtlichen Ankunft der herrlich süsse Duft der *Mitabilis jalapa* = Wunderblume. Es ist dies auch ein grosses, krautiges Gebüsch mit schönen, roten Blüten, die sich abends öffnen und am folgenden Morgen schon wieder verwelken. Diese Wunderblume mit dem äusserst angenehmen Duft ist verwandt mit der *Bougainvillea glabra*, die hier recht häufig Mauern und Häuser ziert und in ganz verschie-

denen Farben auftritt, hell- und dunkelrot vor allem, aber auch gelb, weiss und blau. Auf unsern Wanderungen photographierte Karl recht fleissig die bei uns nicht oder nur wenig bekannten Pflanzen, die Mimosen Bäume, die über Mauern herunterhängenden Kaperngebüsche, die Feigen-, Mandel- und Olivenbäume, die Rosmarinhecken, das Rizinusgebüsch, die Cistrose und den Mastix-Strauch. Sehr häufig wächst hier der malerische Feigenkaktus, eher selten sind die Agaven. In meiner Aufzählung der häufigsten und auffallendsten Pflanzen fehlen noch der Granatapfel mit seinen grossen, runden Früchten, der Eucalyptusbaum, die Baumierika und vor allem der Erdbeerbaum mit seinen wohl-schmeckenden Früchten. Feise sind kugelig, erst gelb, dann schön rot wie grosse Kirschen.

Jetzt im Herbst blühen noch recht viele Pflanzen. Wie schön aber muss der Frühling sein mit seinen Lilien. Uns erfreuten die Spanische Golddistel, die Daphne gnidium (Herbstseidelbast, trägt gleichzeitig weisse Blüten und rote Beeren), sowie die Jasione, eine Glockenblumenart, blau wie die Globularia, die auch im Kanton Wallis vorkommt.

Die Pflanzen erscheinen uns erst dann interessant, wenn wir einiges über sie wissen. Der Mastixbaum z. B. liefert ein Harz für Firnisse, Lacke, Kaugummi und Klebemittel. Die tropische Rizinusstaude ist ein Wolfsmilchgewächs, das bei uns als strauclige Zierpflanze gezüchtet wird. An seinem natürlichen Standort ist Rizinus baumartig und wird auch Wunderbaum genannt. Auffällig sind seine grossen Blätter und seine grossen Samen, aus denen das Rizinusöl, ein Abführ- und ein technisches Schmiermittel gewonnen werden.

Die drei Knaben entdeckten immer wieder schö.

ne Insekten, Schmetterlinge, Spinnen und Eidechsen. Die regungslos dasitzende Gottesanbeterin wurde schon erwähnt, erregte aber immer wieder neues Interesse. Juggenheim hat Mitleid mit jenen, die da meinen, das Blühen und Frunken von Pflanzen und Tieren gelte dem Geschäft der Fortpflanzung allein, Schönheit sei nur ein Trick der Natur, die Begattung anzubahnen. Der Pfau und die Wasserlibelle, Ornamente auf den Flügeln der Schmetterlinge - wie kläglich ist der Versuch, diese Pracht nur als Wittschauerschild, als Lockmittel verstehen zu wollen! Weit geht die Armut eines Kätzchens über allen Zweck und Nutzen hinaus. Die Schönheit ist des Schöpfers Botin.

Auf die erlebnisreichen Ferientage folgte nochmals eine riesige Schiff- und Eisenbahnorgie, deren Höhepunkt wir ganz am Schluss auf der Strecke Mailand - Thun erlebten, wo für uns in einem hypermodernen, blitzblanken, deutschen Eurocity-Luxuswagen (genau-Dortmund) Platz reserviert war. Am Tag unserer Ankunft in Thun fuhr ich noch weiter nach Götikon.

Gleich nach unserer Ankunft zu Hause wurde uns eine Zeitschrift überreicht, in der soeben ein illustrierter Aufsatz über Stromboli erschienen war. Und wir können bestätigen, es ist alles so, wie der Verfasser schreibt.

Karl Klenk

Das Eselchen von Ginostra.



STROMBOLI

**IST DAS
PARADIES
VERLOREN?**

Stromboli, die «schwarze Perle»

Roland Beck (Text und Fotos)

Fündig geworden sind schon viele auf der kleinen Vulkaninsel Stromboli. Wo noch alle 20 Minuten mit lautem Getöse Lava ausgespuckt wird. Und wo man dieses Schauspiel aus nächster Nähe beobachten kann.

Stromboli erreicht man von Neapel aus mit dem Tragflügelboot in vier Stunden. Gemütlicher ist allerdings die Fahrt mit dem Fährschiff. Nur dauert diese acht Stunden.

Wer zum erstenmal die Vulkaninsel betritt, muss sich erstmals daran gewöhnen, dass der Strand, Sand und Steine rabenschwarz sind. Als Kontrast zu diesem magischen Schwarz leuchten weisse Häuser im eolischen Stil. Wie etwa bei maurischen Siedlungen, bildet der Würfel das Grundelement. Ein einfaches Haus besteht aus einem, komfortablere Bauten aus mehreren Würfeln.

Die Insulaner haben sich selbst auferlegt, nur noch auf altem Baugrund neue Häuser im alten Stil zu bauen. Aus ehemaligen Ställen entstehen dann aber auch prestigeträchtige Villen. Eines der meistbeachteten Häuser gehört dem Schweizer Kunstmaler Hans Falk. Er hat dieses Eldorado schon vor vielen Jahren entdeckt.

Etwas aus der Reihe tanzt ein rotes Haus, an dem man auf dem Weg zur Kirche vorbeikommt. Hier wohnte einst, laut einer Inschrift, die Filmschauspielerin Ingrid Bergman. (Deshalb gibt es neuerdings auch ein «Café Ingrid»). Roberto Rossellini drehte mit ihr den Film «Stromboli». Erst dieser Film hat die kleine Vulkaninsel in aller Welt bekannt gemacht.

Von der Landwirtschaft zum Tourismus

Und wie immer: Zuerst kamen neugierige Globetrotter, dann andere Touristen. Schliesslich eröffnete ein Geschäftstüchtiger eine Bar am Strand, und dieser folgten



Restaurants, Hotels, Läden und Boutiquen.

Das Land für das erste Hotel verdiente sich ein Arzt mit seiner Praxis. Er zeigte sich gefällig und nahm auch Land an Zahlung, wenn die Leute kein Geld mehr besaßen!

Die Strombolianer – sie möchten nicht als Sizilianer gelten – ernährten sich früher ausschliesslich von ihrer Landwirtschaft. Mit grossem Aufwand bestellten sie die Äcker über dem Dorf. Sie pflanzten Gemüse, Getreide und Reben.

Damals wohnten noch 1600 Einwohner auf der Insel. Doch weil das Leben viel zu beschwerlich war, wanderten viele aus. Heute gibt es nur noch rund 400 ständige Bewohner. Sie leben in

Stromboli und im zweiten, viel kleineren Dorf, Ginestra. Dieses auf Felsen gebaute Nest rühmt sich, den «kleinsten Hafen der Welt» zu besitzen. Um auf grössere Boote zu steigen, muss man dort ein Ruderboot benützen.

Ein Schweizer, der Stromboli bereits erforschte, als noch keine Touristen auf die Insel kamen, ist der Künstler und Designer Dr. Hans Co-ray aus Zürich, der später als

Die abwechslungsreiche Geschichte der Liparischen Inseln erlebt man im Museum in Lipari.

Erfinder des «Landistuhls» bekannt wurde. Er schrieb bereits 1930 eine Dissertation über «Bodenbestellung, ländliche Geräte, Ölbereitung, Weinbau und Fischerei auf den liparischen Inseln».

Die in seiner Schrift beschriebenen Werkzeuge und landwirtschaftlichen Geräte kann man allerdings nur noch in einem Museum finden.

Von der Landwirtschaft sind praktisch nur noch die terrassierten Grundstücke übriggeblieben. Viele überwuchern jetzt Röhricht.

Heute vom Tourismus abhängig

Die auf der Insel lebenden Italiener sind heute vom Tourismus abhängig. Sie arbeiten in den Hotels, besitzen ein kleines Lädli, vermieten Wohnungen, machen Bootsrundfahrten, reparieren im Winter Häuser oder sind Bergführer.

Ein besonders cleverer Geschäftsmann verkauft einfach das, was die Feriengäste am Strand vergessen: Badtücher, Kleidungsstücke, Strandmöbel, Spielsachen, Tropenhelme, Schuhe und so weiter.



Stromboli zählt heute noch rund 400 ständige Einwohner.

Aus dem ehemaligen «Piratenstrand» ist zwar keine herkömmliche Ferieninsel geworden, doch wenn die Bautätigkeit anhält und es immer mehr Feriengäste gibt, könnte die «schwarze Perle» ihre Unschuld verlieren. In Stromboli gibt es Kräfte, die noch mehr aus diesem Ferienort herauspressen möchten, andere wiederum möchten die Insel so erhalten, wie sie heute ist.

Viele Touristen verbringen nur einige Tage auf der Insel. Sie wollen den Vulkan sehen, dann reisen sie wieder ab. Andererseits gibt es auch Stammgäste, die immer wieder kommen. Zu ihnen zählen viele Schweizer.

Im Sommer kommen nur Italiener. Ihnen macht die Bruthitze offenbar nichts aus. Im Frühjahr und Herbst ist das Publikum gemischt.

Jeder Gästezuwachs belastet die Infrastruktur der Insel, die heute schon nicht mehr genügt. Insbesondere gibt es Entsorgungsprobleme. Das erkennt man an den vielen Abfällen, die überall herumliegen. Die Kehrichtsäcke werden zwar regelmässig eingesammelt, doch dann über eine steile Halde nahe dem Meer gekippt. Sinnigerweise befinden sich unterhalb dieser Grube alte Pestsärge, die an die Zeit der Cholera erinnern.

Vor zwei Jahren kam beim Kippen des Mülls ein Mann um. Er stürzte samt dem Fahrzeug in die Tiefe. Weil es damals noch keinen Helikopterlandeplatz gab, kam jede Hilfe zu spät.

Es fehlt auch an Wasser. Auf der ganzen Insel gibt es keine eigene Wasserversorgung. Das Trinkwasser muss deshalb mit Tankschiffen zugeführt werden. Nebst diesem Nass wird auch das Himmelwasser gesammelt und in Zisternen aufbewahrt. Ältere Leute bevorzugen dies dem zugeführten Wasser. Eine alte Frau meinte: «Ich trinke nur das eigene Wasser, ich habe nicht gerne so chemisches Zeug.»

Statt Trinkwasser konsumieren Inselbewohner wie Touristen Mineralwasser. Das sieht man schon an den

vielen Plastikflaschen, die überall herumliegen.

Kegelförmige Insel

Das eindrucklichste Erlebnis in Stromboli ist zweifelsohne ein Aufstieg zum Vulkan. Der Stromboli ist der einzige in Europa, der noch regelmässig aktiv ist.

Und wie der Stromboli entstand, wird in einem Prospekt so geschildert: «Vor 40000 Jahren schufen der Meerese Gott Poseidon und Hephäst, Gott des Feuers und der Schmiedekunst, den im prächtigen Diadem der Äolischen Inseln noch fehlenden Juwel Stromboli. Sie stiessen mit vereinten Kräften die «schwarze Perle» mit dem Feuerherzen aus der Tiefe des Tyrrhenischen Meeres empor...»

Der Stromboli ragt 924 Meter über dem Meeresspiegel in den Himmel und sinkt 2300 Meter in die Wasser hinunter. Höhenmässig ist er nach dem Ätna der zweitgrösste Vulkan Italiens.

Vom Meer aus gesehen bietet der Vulkan den Anblick eines perfekten Kegels. Deshalb nannten ihn die Griechen «Strongyle» (die Runde). Die Oberfläche misst 12,6 Quadratkilometer.

Der Aufstieg zum Vulkan

Der Aufstieg zum Vulkan ist recht beschwerlich. Wer jedoch genügend Ausdauer hat, schafft es. Die einen benötigen für diese Bergwanderung drei Stunden, die anderen eben mehr.

Die Bezeichnung «Berg» ist nicht übertrieben: Es geht nämlich auf dieser Tour nur aufwärts. Und kurz vor dem Gipfel ist man sogar noch froh um die Hände.

Weil jeder Vulkan zudem unberechenbar ist und man das Gelände selbst nicht kennt, sollte man sich einem Bergführer anvertrauen. Er steht in ständigem Funkkontakt mit seinen Leuten, falls mal etwas passieren sollte. Dazu kommt: Der Abstieg erfolgt in stockdunkler Nacht. Wer sich nicht genau

Infos

Schnellste Verbindung: Flug nach Neapel und mit Tragflügelboot nach Stromboli. Oder mit Bahn und Schiff von Messina oder Milazzo.

Achtung bei Rückfahrt: Tragflügelboote fahren bei hohem Wellengang nicht. Fährschiffe sind zuverlässiger.

Arrangements eines italienischen Anbieters bei allen Reisebüros. Nebst guten Hotels und Restaurants gibt es auch zahlreiche Privatquartiere.

Ausrüstung zur Besteigung des Vulkans: Gute Schuhe, Windjacke, Pull-over und Taschenlampe mit Ersatzbatterie.

Ausflüge mit Fischerbooten nach Ginostra und zu den Buchten.

Täglich Kursschiffe nach Salina, Lipari (Einkaufsmöglichkeiten) und Vulcano (heisse Bäder). Oder zum Festland.

auskennt, der kann sich leicht verirren. Ein Deutscher, der letztes Jahr den Weg nicht mehr fand, erzählte: «Mir blieb nichts anderes übrig als zu warten, bis es wieder Tag war.»

Mit dem Aufstieg beginnt man erst am späten Nachmittag, denn vorher ist es viel zu warm. Auch im Herbst. Unterwegs erlebt man den Sonnenuntergang und immer wieder herrliche Ausblicke auf das Meer oder auf Stromboli.

Die ersten 100 Meter Höhendifferenz marschieren wir auf gepflasterten, einheimischen Lavasteinen. Dann auf einem Fahrweg. Für kurze Zeit geht es durch dichtes Röhricht, bis dann etwa auf 400 Metern die Vegetation aufhört und ein wüstenähnliches Gelände beginnt.

Jetzt geht es immer steiler bergwärts. Doch man vergisst das leicht, weil man immer auf ein Zeichen des Vulkans hofft. Die Spannung steigt



deshalb. Zwar hört man bei jedem Ausbruch ein fürchterliches Getöse und riecht zuweilen bereits Schwefeldämpfe. Aber zu Gesicht bekommt man die glühende Lava noch nicht.

Aber dann plötzlich ist es soweit: Noch unter dem Gipfel sieht man erstmals eine Feuergarbe in den Himmel schiessen. Staunend verfolgen die Vulkan-Pilger dieses Naturschauspiel. Die einen rufen «Bravo!», die anderen klatschen Beifall.

Aus 200 Meter Entfernung

Nach einem weiteren Aufstieg erreicht man eine Ebene: den Gipfel des Sopra la Fossa. Von diesem Logenplatz aus beobachten die Vulkan-Pilger in einer Entfernung von zirka 200 Metern die Vulkanausbrüche. Dieses grandiose Naturschauspiel ist einzigartig.

Die Ausbrüche stellen sich alle fünfzehn bis zwanzig Minuten ein. Meist beginnen sie mit einem gewaltigen Druckausstoss. Das hört sich an, als ob ein Düsenflugzeug starten würde. Weil es inzwischen Nacht geworden ist, hebt sich die Feuergarbe kontrastreich vom dunklen Himmel ab. Es werden auch riesige Brocken in den Himmel geschleudert. Lava fliesst allerdings nur spärlich. Der letzte grössere Lavastrom floss 1958 bis ins Meer hinunter.

Viele Schweizer Touristen vergleichen die Vulkanausbrüche mit den Zuckerstöcken, die wir am 1. August abbrennen. Für die Italiener hingegen sind das «Wutausbrüche».

Wer Glück hat, erlebt gleich mehrere solche «Wutausbrüche» miteinander, denn die Zahl der Öffnungen des Vulkans variieren in einem Jahr von einer bis elf. Deshalb schiessen manchmal gleich mehrere Feuergarben

Von Insel zu Insel herrscht ein reger Schiffsverkehr.

miteinander los.

Nach zwei bis drei Stunden Aufenthalt mahnt der Bergführer zum Abstieg. Manche möchten noch bleiben, andere kehren gerne zurück, weil sie frieren.

Im oberen Teil des Vulkans führt uns der Bergführer über ein Lavafeld hinunter. Später nehmen wir wieder den Bergweg. Bereits nach elf Uhr erreichen wir das Dorf. Es bleibt noch Zeit, um die ersten Eindrücke mit andern auszutauschen.

Eine Vulkanbesteigung ist auch am Tag eindrucklich, weil man dann eine herrliche Aussicht aufs Meer und auf die andern Bergketten hat.

Ausflüge

Mit dem Kursschiff kann man täglich auch andere Inseln besuchen. Der Hauptort der Inselgruppe, Lipari, liegt nur 25 Kilometer entfernt. Hier kann man einkaufen und es gibt auch Museen, die uns mit der Geschichte dieser Inselgruppe vertraut machen.

Wer einmal den Stromboli erlebt hat, der weiss, dass jeder Stein, jedes Sandkörnchen, jeder Felsen die Frucht des andauernden und unerschöpflichen Gebärdens des Feuers ist. Dieses Naturphänomen hat die klei-

ne Insel geprägt. Offenbar sogar das Unbewusste vieler Besucher. Denn viele erzählen, sie hätten hier ganz besondere Erlebnisse gehabt.

Spricht man mit den Einheimischen über den Vulkan, dann spürt man besonders bei den älteren Leuten ein gewisses Unbehagen. «Solange ich ihn jeden Tag höre, habe ich keine Angst. Doch wenn er mal längere Zeit schweigt, dann kann's gefährlich werden», meint eine ältere Frau.



Der grösste Teil der Insel ist unbewohnt. Von der einstigen Landwirtschaft ist nicht mehr viel übriggeblieben.

Die Ausbrüche des Vulkans sind am Tag freilich nicht so attraktiv wie während der Dunkelheit. Das ist dann eher ein Hör- und Riecherlebnis.

Was man allerdings lieber nicht sähe, sind die leeren Büchsen, Plastiksäcke und Flaschen, die die «Naturfreunde» überall liegen lassen. So gibt es auch an diesem schönen Ort eine Müllhalde.

Wer den Vulkan nicht besteigen möchte, der kann das grandiose Lichtspiel nachts ebenso von einem Boot aus verfolgen. Ober in einem halbstündigen Marsch zum alten Observatorium hinaufsteigen. Dort sieht man dann gleichzeitig zwei Feuer: Eines im Pizzaofen und das andere auf dem Stromboli!

Eine weitere Sehenswürdigkeit, die aus dem Meer ragt, ist der Strombolicchio, ein Fels vor der Küste. Es handelt sich um ein sogenanntes «Neck»: das Innere eines Vulkankegels, der vor 360000 Jahren aus 2000 Meter Tiefe auftauchte und wieder erlosch.

Die üppige südländische Vegetation, die Ruhe und die prächtigen Badestrände auf der Insel Stromboli wirken ungemein anziehend. Auch die Menschen sind sympathisch. Wer jedoch Attraktionen und Unterhaltung sucht, dem wird es hier schon bald langweilig. Hier sollte man sich selbst mögen!



Am eindrucklichsten erlebt man den Vulkan in der Nacht.

Von Poseidon und Hephäst geformt

Heinrich Vontobel, geb. 1906, schreibt seine eigenen
Erinnerungen bei!

Febr-März 32 HV

Mein Bedürfnis nach Sonne und Wärme wurde anfänglich bitter enttäuscht. Nach heftigem Sturm und Regen mit aufgewühltem Meer fielen 20 Zentimeter Schnee. Kinder liefen barfuss herum. Viele Häuser hatten keine Fenster, nur Fensteröffnungen, durch die der Wind die Vorhänge hin und her bewegte. In meinem Zimmer Steinboden, nicht genügend Decken, sodass ich mich mit Kleidern und Mantel zudecken musste. Bei geschlossenen Läden und Fenstern blies der Wind durch Ritzen und Lücken den Teppich vom Tisch. Von Terracina fuhr ich nach Neapel, nach kurzem Aufenthalt in sauberem Touristenschiff in angenehmer Zweierkajüte nach Palermo. Grandios und unvergesslich war die nächtliche Ausfahrt aus Neapel. All die vielen Lichter rund um den Golf herum warfen ihre langen, senkrechten Spiegelbilder auf die stille, glatte Fläche des Meeres. Entsprechend der Fahrt des Schiffes wurde der Lichterglanz immer ferner und die schwarze Nacht immer undurchsichtiger.

Ebenso unvergesslich bleibt der nach Mitternacht einsetzende Sturm und meine Seekrankheit. Ich hing am Waschbecken. Einen Schiffsuntergang hätte ich gleichgültig entgegen genommen.

Mir war so schlecht, dass ich vor hatte, während vierzehn Tagen nichts mehr zu essen. Zum Glück liess sich mein Gefährte in seinem Schlaf nicht stören.

Frisch gewaschen, - soweit dies in der Kajüte möglich war-, überblickte ich am Spätmorgen die interessante Einfahrt des Schiffes in den Hafen von Palermo.

Ich stieg aus.... und ging zum Mittagessen.

März 1932 HV

Angerufen

Von Palermo fuhr ich durch frühlinggrüne Weizenfelder mit rosa-blühenden Mandelbäumen zu den griechischen Tempeln in Agrigento. Zurück über Palermo und Cefalù nach Milazzo. Ich übernachtete im "Stella di Mare", wo Edwin auch abzusteigen pflegt. Dort konnte ich, postlagernd, einen Brief von zu Hause abholen, ein grosses Couvert mit mehreren, seltenen Marken beklebt und mit der Schrift meines Vaters. Freudig pochte mein Herz. Ein lieber Gruss von zu Hause war mir wieder willkommen.

Von Milazzo mit dem Piroscifo nach Santa Marina Salina, einer der 7 eolischen Inseln zwischen Calabrien und Sizilien. Das Schiff hielt jeweils verankert vor der Küste. Farbige Boote kamen von Uferher, um Leute und Waren abzuholen und solche zuzubringen.

In Lipari, wo mein Freund Edwin Hunziker wohnt, durfte ich nicht aussteigen. Mein Gesuch war in Rom abgewiesen worden. Lipari war die "Confine", das heisst die Verbannunginsel für Antifascisten. Kurz vor meiner Reise waren einige Gefangene mit einem Motorboot nach Frankreich entwichen. Darum die Nervosität bei den Bewachern. Auch heute wurden von unserer Schiff vier Gefangene an Land gebracht. Sie waren mit einer langen Kette aneinander gebunden, so dass jeder etwas Spielraum hatte und doch nicht entweichen konnte. Eine Bewachung begleitete sie.

Unter anderem wurden auch drei Ochsen ausgeladen. Die Geländer wurden vom Deck entfernt. Jedem Ochsen wurde ein Strick um den Hals gebunden und das andere Ende des langen Strickes hinunter ins Boot geworfen und dort festgemacht. Dann begannen die Männer zu rudern. Widerspenstig widersetzten sich die Ochsen dem Zug der Seile. Doch sie wurden bockbeinig über Bord gezogen, plumpsten ins Meer, kamen mit schnaubender Schnauze wieder zum Vorschein und schwammen emsig ans Ufer, ihrem Metzger entgegen.

Auch in Santa Marina Salina wurde ich überwacht. Ein Carabinieri-Offizier interviewte mich einmal auf meinem Zimmer in freundschaftlichem Ton.

Angerufen

5. März 1932 Terracina-Neapel

Regen peitscht gegen die Fenster. Trostlos sieht es draussen aus durch die nassen, dämpfenden **Scheiben**. Tempo di Marzo, wirklich voll und ganz. Der Regen macht mir sonst nicht viel. Ich prahlte beim Fortgehen zu Hause, das Wetter zu nehmen, wie es komme. Es stimmt nicht, es war gelogen. Ich habe heisses Verlangen nach der Sonne, nach Licht, strahlendem Himmel und lachendem Lande. Und nun so, so erbärmlich. Dicht gedrängt sitzen 4 Personen in meiner Bankreihe, und visavis ebenfalls 4 Personen. Kein Platz für Beine und Arme. Auch draussen im Gang alles dicht gedrängt. Samstag Abend, Rückkehr der Leute von der Arbeit in die Stadt. Was für ein Gedränge, was für ein Lärm, was für ein Schmutz! Was für ein Rufen, Schreien, Disputieren! Jeder kleinste Anlass gibt Stoff für den grössten Händel mit aufgeregten Worten und gereizten Gesten. Keine Grenze zwischen Mensch und Mensch. Aufdringlich drauflos, der Eine auf den Andern. Rauchen, dass es qualmt. Ein Nachbar, auf dem dritten Platz vom Fenster entfernt, spuckt durchs halboffene Fenster. Trotz unfehlbarer Zielsicherheit bekommen wir Nachbarn auch noch einen Genuss davon.

Sie greifen nach mir, diese Leute. Anteillos gehen sie zwar an mir vorbei, aber ihr kreischendes Lachen verletzt mich, ihr Geschrei um Nichts erschreckt mich, ihr aufdringlicher Blick sticht mich, ob der Unordnung ekelt es mir.

Da sitze ich nun, der zu Hause Formen, Sitte, Gebräuche und Gesetz kurzerhand über Bord werfen wollte, weil es mein Leben hemmte, und fühle mich verletzt vom Sitten-und Gesetz-losen Tun Anderer. Auch macht es mich nicht halb mehr so an, aus dem Ordnungsmässigen gerade ganz hinein in die Unordnung zu gehen, nur um das Wirken des Lebens nicht zu hindern.

Da scheint es mir doch besser, ein Gesetz und eine Richtung zu haben, als dieses wildwogende, haltlose, ungesetzliche Sprühen und Wogen.

Angerufen

Es ist, wie eine Welle im Meer, die sich aufwirft, auftürmt, Gischt hoch aufspritzt, -- und wieder in sich zusammenfällt und zerrinnt, dieses ungehemmte Ausbrechen der Natur ohne Einordnung, ohne Zucht. Ich freute mich auf die Freiheit der Gefühle in Italien, frei aus der Form, aus dem Käfig, aus den Sitten, aus der Schule. Da nun diese Freiheit der Andern mich berührt, bin ich nicht halb so entzückt darüber.

Hinter geschlossenen Augen spielt sich ein Wogen und ein Wechsel zwischen Heimat und Fremde ab, zwischen Unbehagen zu Hause und Enttäuschung in der Fremde.

Doch, wie ich die Augen öffne, entdecke ich in vielen Gesichtern italienische Wärme und ein anteilnehmendes Herz hinter lauten Formen. Ich liebe diese Leute doch. Sie tun mir gut!

(K) Jeweils am Mittwoch fuhr der Piroscavo von Milazzo über Lipari, Santa Marina Salina und Stromboli nach Neapel. Samstags wieder, von Neapel kommend, den gleichen Weg zurück. Dieses Schiff benützte ich einmal, um abends um Santa Marina Salina und um Panarea herum, über die versunkene Insel Basiluzzo, deren Reste in 30 Metern Meerestiefe im kristallklaren Wasser noch sichtbar, überfahren wurden, um nach Stromboli zu gelangen.

Eigenartig, dieser 900 Meter hohe, rauchende Kegel, unten üppig grün, mit Reben, Zitronen, Feigen und Orangen, dann in der Mitte eine Zone Sand und Schilf und der oberste Drittelbedeckt von erstarrter Lava. Als Unterschied zum schwarzen Strand und schwarzen Gipfel waren alle Häuser weiss, nicht farbig, wie auf den andern Inseln.

Vor eineinhalb Jahren hätte der Berg, so erzählen die Insulaner aufgeregt, bei einem grossen Ausbruch kubikmetergrosse Steine, heute noch sichtbar, bis an den Strand geworfen, Häuser zerstört, Menschen getötet, Kulturen verwüstet. Ein Schweizer, der den Berg besteigen wollte, verlor auf der Flucht die Jacke mit Briefftasche, Geld und Papieren, kam aber knapp am Tod vorbei. Mit dem Ausbruch bebte das Meer. Zuerst wurde das Wasser von den Stränden der andern Inseln abgesogen, um nachher mit einer Springflut wieder gegen die Inseln geworfen zu werden, Fischerboote umwerfend. Es ist begreiflich, dass viele Einheimische dieses paradiesische Eiland verliessen und es heute noch meiden.

Donnerstag Abend bestiegen ein italienischer Kamerad, Antonio Zaia, er nannte sich Guida und ich den weglosen Berg, jeder in der einen Hand einen Fiasko mit Wasser oder Wein, in der andern ein Körbchen mit Nahrungsmitteln. Meinen praktischen Rucksack hatte ich in Santa Marina Salina zurückgelassen, schade. Die ganze Nacht verbrachten wir wachend am aktiven, seitlichen Kraterrand. So circa alle $3/4$ Stunden erfolgte eine Eruption, einmal in Form einer hohen, beängstigenden Stichflamme, ein andermal in Form eines Regens feuriger Steine, die glühend und klirrend die 900 m bis zum Meer hinunterrollten.

Angerufen

Nachts spiegelten sich die Sterne im Meer. Beim Erwachen des Morgens erkannten wir im Westen die übrigen 6 eoloischen Inseln, im Osten Calabrien, im Süden Sizilien, dazwischen die Strasse von Messina. Zielsicher fuhren die grossen weissen Schiffe. aus der Höhe wie kleine Spielzeuge aussehend, Messina zu.

Ein unvergesslicher Sonnenaufgang, gerade an der 26. Jahresfeier meines Geburtstags.

Am Morgen stiegen wir nach Ginostra ab, liefen in der Mittagshitze auf schlechten Wegen, bergauf und bergab, um die halbe Insel herum, weil ich das Geld für eine ^{ander} Bootfahrt nicht ausgeben wollte, wieder Stromboli zu.

In dieser herrlichen Frühlingszeit war ich am Samstag der einzige Tourist auf dem Schiff neben wenigen Einheimischen. Ich freute mich im Rückblick über das Erlebnis in der Nähe von unbezwingbaren Naturgewalten.

1. April 1932 Stromboli

Vom weissen Dorf am schwarzen Strand stieg ich mit einem italienischen Kameraden auf den schwarzen, rauchenden Berg, um eine Nacht am Rande des Kraters zu verbringen. Wie mächtige, turmhohe Stichtflammen schoss die zischende, versengende Glut aus dem unbekanntem Innern. Dann wieder: Wie ein weicher Sprühregen fielen grosse glühende Steine in hohem Wurf wie ein grossartiges Feuerwerk auf den Schuttkegel in qualmendem Rauch. Bis ins Mark schneidend und unheimlich war das Zischen und Donnern und Rollen. Giftig schweflige Kraterspitzen leuchteten wie Tigeraugen in der Nacht, weisse Wölkchen von sich blasend.

Warum steige ich nicht hinab, um zu sehen, um zu erfahren? Warum stehe ich still und will nicht ergründen das Woher, das Wohin und das Warum? Ich habe keine Lust dazu. Ich erkenne die Uebermacht und meine Ohnmacht, meine Grenzen. Ich will mein Leben nicht verlieren. Im Innern erschreckt kehre ich von der Gefahr in die Sicherheit zurück.

Gegen Lawinen, gegen Wildwasser kann man Dämme bauen. Gegen feuerspeihende Berge nicht. Ihre Kraft lässt sich nicht zähmen.

Ich ahne einen Vergleich zwischen dem Ausbruch eines Vulkans und einem Ausbruch aus dem Unterbewusstsein.

April 1932 HV

Angerufen

Auf der Rückreise von einem Abstecher nach Messina, Taormina und Siracusa war starker Sturm. Eingedenk meiner Seekrankheit zwischen Neapel und Palermo nahm ich nur einen Morgenkaffee und einen Zitronenschnitt zu mir. Auf dem Schiff in Milazzo beneidete ich die Leute, wie sie ruhig ihr Morgenessen einnahmen, Brot, grüne Oliven aus öligem Papier, Fave dazu Wein aus dem Fiasko, alles mitgebracht. Die müssen einen weniger empfindlichen Magen haben, als du, dachte ich.

Zuerst fuhr das Schiff im Windschatten einer Halbinsel, dann ins offene Meer hinaus. Die schäumenden Wellenkämme lagen etwa 30 Meter auseinander. Zuerst fuhr das Schiff den Wellenberg hinauf, kippte leicht oben, um den Wellenberg hinunter zu fahren. Dann mit dem Bug mitten in die folgende Welle hinein, wieder bergauf und wieder bergab. Zudem schwankte das Schiff auch seitlich, nach links und nach rechts. Bei besetzten Häuschen mussten die Leute hergeben, wo sie gerade waren. Ueberall hatte es Seekranke. Man konnte alle Stadien der Verdauung studieren. Die Matrosen waren unaufhörlich damit beschäftigt, in Kübeln an langen Stricken Wasser aus dem Meer zu holen, um damit den Boden abzuspritzen. Das ganze Schiff war tropfnass. Man konnte nicht aufrecht gehen, ohne gegen eine Wand geworfen zu werden. Es gab schwerlich Passagiere, die nicht seekrank waren, - ausser mir. 2 Stunden von Milazzo bis Lipari und nochmals zwei Stunden bis Santa Marina Salina. Eolos, der Windgott, zeigte sich seinen eoloischen Inseln in voller Pracht und ganzer Stärke. In Santa Marina Salina hatte Nicolina einen Kaffee bereit. Sie und Felice waren erstaunt, dass ich nicht seekrank geworden war.

21. 11. 91

Lieber Karl,

ganz herzlichen Dank für den Lypori-Bericht.
Mit großer Interesse haben wir ihn durchgesehen, auch vorgelesen
bei Margrit und Peter, die sich auch freuen.

Seit meinem ersten Besuch auf den Lypori-Inseln und besonderem
Besuch 1991 hat sich vieles verändert. Auf Santa Marina Salice habe ich
noch echte Selbstversorger erlebt, gebunden an ihre Scholle auf der
Insel, getrennt vom Festland und den dortigen Entwicklungen.
Man hat, der Tourismus und die Verkehrs-möglichkeiten neue
Möglichkeiten geschaffen für die Inselaner, gute & weniger gute.
In meiner Zeit (32) wurde ich auch noch nicht beklagt über
Abfallmordung. Auch 1956, als wir zu viel dort waren, hat
uns das noch nicht gestört.

1932 ~~ist~~ das Schiff - es war noch keine Fähr - nur im Nebel
am Land angehalten, sonst immer veranbart von den Inseln, auch in
Lypori. Jeweils kamen 2 Ruderboote zum Schiff, das größere für die
Waren, das kleinere für die Leute.

Ich lege Dir einige Fotokopien bei, und die Luftaufnahmen zeigen.
Sie geben auch bekannt, daß der Herzogismus nicht immer so konflikt-
freudlich und himmelsblau sein kann.
Beeifung herzliche Grüße von uns allen. Dein Heini

Eulenschätze die unvollständige Schrift.

«Dampf für die Blümlialp»

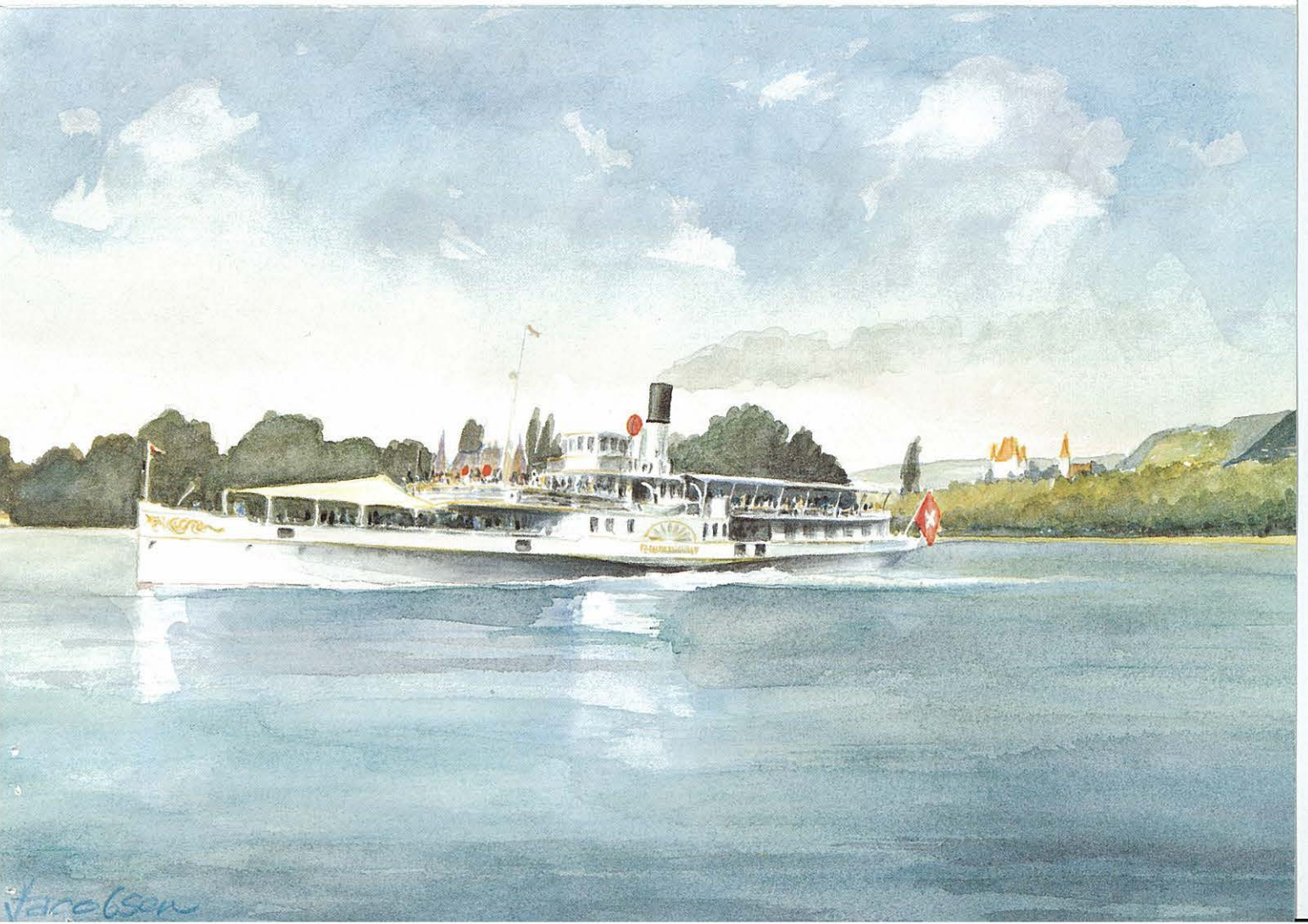
Genossenschaft Vaporama Thun

Thun mit DS «Blümlialp»

Aquarell von Knud Jacobsen
14/91

«A toute vapeur»
Association Vaporama

Thoune avec DS «Blümlialp»



14. Juni: Frühzeitig stehen wir auf, um den Bus von 7.10 Uhr an der Strasse nach Reggio zu erwischen. Mit Sack und Pack ziehen wir für fünf Tage los, die Liparischen Inseln zu erobern. Natürlich stehen wir viel zu früh an der Haltestelle, aber zu unserm Vorteil! Denn um punkt Sieben Uhr kommt der Salzone-Bus angebraust, wir steigen ein und lassen uns im Eilzugstempo an den Hafen bringen.

Das Aliscafo für die arbeitenden Leute steht nach Messina bereit, das unsrige soll erst um acht Uhr fahren. Aber nein, der Fahrkartenverkäufer will es anders haben: "Ihr müsst mit diesem Kurs reisen und in Messina umsteigen." Wieso wohl? Wir merken dann bald, dass es nur Schikane war, doch ist die neue Wartehalle im Hafen von Messina vielleicht mehr zu empfehlen?? Auf alle Fälle gibt es dort viel zu beobachten. Ein junges Paar streitet sich vor uns, das heisst, er schimpft auf das Mädchen ein und schlägt es sogar ins Gesicht. Stumm steht es auf und verlässt den Warteraum. Dies scheint ihn doch irgendwie zu beunruhigen, das Gepäck notgedrungen hütend, schaut er sich immer wieder nach der Türe um. Erst nach einer geraumen Weile kehrt die Freundin zurück, schmollend sitzt man neben einander, sie dreht sich von ihm weg und beginnt in einer Zeitschrift zu lesen.

Ein anderes Bild: Ein sportlicher älterer Herr tritt an den Schalter. In Ausländer-Italienisch fragt er nach zwei guten Plätzen im Tragflügelboot nach Stromboli: "Sind sie nummeriert? Ist es besser, rechts oder links zu sitzen? Muss man in Lipari wirklich umsteigen?" Nach den Auskünften des Italieners folgt von seiten des Touristen ein erlösendes "Aha", das ihn gleich als Schweizer verrät. Wirklich folgt ihm nun seine Tochter oder junge Freundin (es ist nicht deutlich auszumachen, in welcher Beziehung die beiden zueinander stehen) und die beiden diskutieren munter auf Schweizerdeutsch über die bevorstehende Reise. Sehr "altruistisch" stellt der Sportsmann nachher sein Gepäck vor den Abgang zum Aliscafo, jeglichem den Weg versperrend. Wir fühlen kein Bedürfnis mit diesen Landsleuten zu reden und suchen uns für die Ueberfahrt einen eigenen guten Platz.

Schade, dass ich scheinbar meine Grippe noch nicht bis ins letzte Restchen überwunden habe, die Energie fehlt, um an Deck zu gehen und von den verschiedenen Schwertfischbooten eine Aufnahme zu machen. Ja es kommt mir erst nachträglich in den Sinn, dass eine derartige Gelegenheit bestanden hätte. Es sei vorausgenommen, dass auf dem Rückweg mein Apparat in bester Funktionsbereitschaft neben mir lag, aber die bewegte See keine Boote zum Fotografieren zuließ.

In Lipari angekommen, stärken wir uns vorerst mit Kaffee und Cornetti und lassen uns dann in einem Taxi nach der Pensione Diana bringen. Frau Hunziker freut sich, uns auch dieses Jahr begrüßen zu dürfen und wir beziehen unser Doppelzimmer. Es gefällt uns zwar nicht so gut wie jenes im vergangenen September, die Douche ist im Gang draussen und auch der einzige Spiegel befindet sich im Bad. Man gewöhnt sich jedoch an alles, nur nicht an die nächtlichen Mücken! Vorerst kennen wir diese Zimmergenossen noch nicht, sondern ziehen gleich wieder an die Marina Corta hinunter, um weitere Verbindungen mit den Inseln zu entdecken. SNAV hat uns zwar ein ganzes Kursbüchlein offeriert, aber seine frühen Fahrten und späten Heimreisen gefallen uns nicht so sehr. Ja da ist doch noch die Firma SITEMAR, welche eher ferienmässig eingerichtet ist. Wenn man beide Gesellschaften kombiniert, lassen sich feine Tagestouren arrangieren.

Dieser erste Lipari-Tag vergeht mit Einkaufen, Lunchessen, Mittagschläfchen, dann noch eine Einkehr bei Willi, einem deutschen Barbesitzer, um den beginnenden Durst zu löschen.

Es hat noch sehr wenige ausländische Touristen im Ort, der hässliche Winter und die andauernde Kälte in Süditalien schrecken viele Feriengäste ab. Auch in der Pension treffen wir beim Nachtessen vorläufig nur eine andere Schweizerin und ein deutsches Ehepaar an, später wird noch eine junge deutsche Einzelgängerin dazukommen und ein verliebtes Hochzeitspaar aus Florenz. Für Betrieb ist jedoch gesorgt: Drei Buben hat Frau Hunzikers Tochter zu erziehen, die beiden jüngeren sind die Zwillinge Alessandro und Gabriele, die erst tüchtig schreien aber noch nicht reden können. Der fünfjährige Paolo versucht hingegen, immer wieder ein bisschen Kontakt mit den Gästen anzuknüpfen. Der auswärts arbeitende Papa muss sich abends vermehrt mit seinem Nachwuchs beschäftigen, während Frau und Schwiegermutter für die Gäste kochen. Wir essen draussen auf der Terrasse, obwohl der Abend noch kühl ist und das angezündete Licht auch dort die Mücken herbeilockt. Nachher begibt sich alles schnell in die Zimmer, ein gemütlicher Schwatz unter den Gästen wäre unter anderen Umständen wahrscheinlich willkommen gewesen. Charlotte und ich wollen aber am Morgen früh aufstehen, denn die Insel Salina mit ihren beiden Berg-Kamelbuckeln zieht uns als erste in ihren Bann.

15. Juni: Um Halb neun Uhr fahren wir mit dem Aliscafo von Lipari weg und landen schon nach kurzer Zeit in Marina di Salina. Dort studieren wir Wandermöglichkeiten und da ein angenehmes Lüftchen weht, beschliessen wir, auf der Strasse dem Meer entlang und zwischen den Höckern hindurch ins Hafentädtchen Rinella zu tippeln. Sechzehn Kilometer sollten zu schaffen sein. Man verspricht uns, dass nicht allzu viel Verkehr uns stören sollte, den Asphalt hingegen kann niemand weglegen. Die Ortschaft, die wir zuerst durchwandern ist hübsch und morgenfrisch anzusehen, nachher beginnt bald die Steigung in vielen Kurven. Unsere Mühe wird reichlich entschädigt durch den herrlichen Wildwuchs vielfältiger Pflanzen. Salina ist ein Naturschutzgebiet und die Strassenränder bieten die reichste Flora. Auch ein Steinbruch in bunten Farben entzückt unser Auge und die Fotoapparate haben viel zu tun. Vor der Ortschaft Malfa säumen Dutzende von Stockrosen die Wegränder, die Akanthusblüten wogen in weiter Runde. Ein paar Leute, die im Kapernfeld die Früchte pflücken, müssen auch aufs Bild gebannt werden, sie lachen und winken uns fröhlich zu. Auch der Bus-Chauffeur, der bereits einige Male an uns vorbei- und wieder entgegengefahren ist, grüsst jedesmal mit der Hand. Er kann am besten abmessen, wie weit wir es inzwischen gebracht haben.

Um die Mittagszeit, wie es eben am heissesten wird, beginnt für uns die Steigung zwischen den beiden Kratern empor. Wir finden eine kleine Treppe, die zu angebauten Terrässchen führt, auf den Stufen ist ein Schattenplatz zum Ruhen und Mittagessen. Wie ich eben schnell verschwinden muss, bestäube Mimosen meine schwarzen Jeans, ich bin ganz gelb gefärbt und klopfe lachend den verschwenderischen Blütenstaub von der Hose.

Wie wir uns einigermaßen erholt haben, ziehen wir auf der in Schleifen angelegten Strasse weiter, bis wir von ferne zwei Kirchtürme erblicken. Soll dort schon das berühmte Santuario della Madonna del Terzito sein? Ein schmaler Weg führt in jene Richtung und da in der Wegbiegung sich ein Parkplatz mit einigen italienischen Ausflüglern befindet, ist die Frage schnell gestellt: "Bitte schön, ist dies eine Abkürzung zum Wallfahrtsort?" Der Padre di famiglia weiss gleich alles am besten: "Nein nein," sagt er beschwörend, "Bis zur Madonna del Terzito dauert es mindestens noch eine Stunde." Ein schwacher Protest der Gemahlin wird mit Handbewegung abgetan. Wir versichern die Autofans, dass wir als Schweizerinnen keine Mühe scheuten und sowieso zu Fuss bis nach Rinella wandern wollten.

Also denn weiter! Schon nach einigen Minuten erreichen wir ein paar Häuser, zu denen gehört wohl die stattliche, wenn auch nicht gerade schöne Kirche. Eine gerade Strasse führt zu ihr hin und was steht da angeschrieben? "Santuario della Madonna del Terzito".... ein Italiener musste wieder einmal eine falsche Behauptung an die Frauen bringen und dies noch im Brustton der Ueberzeugung! Wir sind natürlich froh über seine Täuschung und wandern zum Heiligtum hinauf. Selbstverständlich ist es um die Mittagszeit geschlossen und wir setzen uns in den kleinen Park. Einige alte Männer und Frauen spazieren herum, ein von frommen Schwestern geführtes Altersasyl ist der Kirche angeschlossen. Eine Frau bittet uns um Zigaretten an, erklärt aber auch nach unserem Geständnis, Nichtraucher zu sein, sie weise uns gerne den hinteren Eingang zur Kirche. Wir sind erfreut und wollen ihr etwas Geld schenken, was sie aufs Strengste refüsiert. "Wir bekommen unsere Soldi durch Post und Bank, da ist genug vorhanden."

Das Innere der Kirche erweist sich für uns als Enttäuschung, die Madonnen sind zwar nicht allzu süsslich kitschig, aber auch keine Kunstwerke. Was bedeutet wohl das Glöcklein in ihren Händen? Terzito - dritte Stunde

Nun gehts abwärts, dem Meer entgegen. Wir finden sogar Abkürzungen durchs Dorf Leni und nachher auch bis nach Rinella hinunter. So können wir die langen Schleifen vermeiden. Trotzdem erreichen wir den Hafen müde und durstig. Eine Bar lädt zur Erfrischung ein, die Kellner in malerischer Uniform. Die müssen wir im Coca-Preis mitbezahlen! Plötzlich steht am Landungsplatz ein Aliscafo, das auf keinem der Fahrpläne notiert ist. Ja es wird gleich nach Lipari fahren. Billette sind an Bord zu lösen. Die Gelegenheit ist einmalig, die "wilde Firma" bringt uns früh nach Hause, wo wir uns erholen und fürs Nachtessen bereit machen können. Erinnerungen an die Blumen bleiben mit Salina verbunden; andere Touristen klettern dort auf die Berggipfel, holen sich das Erlebnis einer Kraterbesteigung - leider nichts mehr für unsere Ausflüge zu zweit.

16. Juni: Panarea ist die kleinste der Inseln und schon ziemlich von Mailändern und Tuinern erobert. Doch lockt uns das Dorf aus der Bronzezeit und auch ein Strand wird uns endlich Gelegenheit geben, ein erstes Bad im Meer zu nehmen. Um acht Uhr fahren wir von Lipari weg. Die liebe Frau Hunziker hat uns frühzeitig ein Morgenessen mit Kaffee serviert. Der Tag verspricht sehr warm zu werden, die Aussicht auf die andern Inseln ist minim. Mit einem Capuccino gestärkt suchen wir den Weg zum Capo Milazzese, verirren uns aber in den winkligen Gassen voll Souvenirsläden und Restaurants. Also zurück zum Hafen. Von dort aus heisst es erst landeinwärtsziehen und auf einem hübschen Strässchen zwischen weissen Villen mit bunten Gärten hindurch der Frühiedlung auf dem Berg entgegenwandern. Die Häuser der Norditaliener sind wirklich alle im aeolischen Stil gebaut, passend in diese Gegend, doch bleibt der Eindruck einer Touristeninsel.

Nach einer halben Stunde erreichen wir den Strand, wo zwei ältere Obenohne-Damen in Begleitung eines Kaväliers sonnenbaden, der Anblick ist nicht eben ästhetisch. Wie haben sich wohl die Frauen dort oben in der Bronze-Siedlung gekleidet? Es muss bestimmt eine mutterrechtliche Gesellschaft gewesen sein, die dann von den Ausoniern vertrieben worden ist. Der Aufstieg wird durch einen bequemen Serpentinweg erleichtert, auch ist die Hitze noch nicht allzu gross. In prächtigster Lage sind die Grundmauern von Rundhäusern zu sehen, die ganze Fläche des Berges ist damit bedeckt. Links und rechts des Kaps blicken wir in die blaugrünen Wasser des Meeres. Auch hinten ist ein Badestrand, doch mit Steinchen bedeckt. Diese Kiesel beginnen sich wiederum mit Badenixen zu bedecken, flach legt man sich in die bräunende Sonne. Unser Ziel ist ein kleiner Sandfleck, der nach dem Abstieg vor dem offiziellen Strand zum Verweilen verlockt.

Ah endlich ein Bad, endlich wieder einmal ein Hinausschwimmen im Meer! Wir plätschern so lange, bis wir genügend abgekühlt sind, um unseren Lunch zu essen. Die blutten Damen ziehen mit ihrem Begleiter im hüfttiefen Wasser vor unserem Strändchen vorbei, ein Spaziergang nach allzu intensivem Sonnenbad. Wieder muss ich an die Frauen in der Hügelsiedlung denken, wahrscheinlich hatten auch sie in warmen Zeiten nur das Notwendigste umgebunden. Aber Sonnenanbeterinnen im heutigen Sinn waren sie bestimmt nicht! Wenn man nur einmal das Rad der Zeit um dreieinhalb Jahrtausende zurückdrehen könnte, nur für einen Tag oder für wenige Stunden! Doch um zwei Uhr wird unser Aliscafo gen Lipari brausen, also auf zum Hafen! Wieder gibt es Durst, aber siehe, die Bar an der Landungsstelle ist geschlossen, Personalmangel soll der Grund sein. Neben uns befinden sich noch mehr nach Tranksame Lechzende - nichts zu machen. Erst in Lipari kann der Durst gestillt werden, auch besorgen wir uns gleich die Fahrkarte nach Alicudi für den folgenden Tag. Der Rest ist Ruhen, Kartenschreiben und aufs Nachtessen warten. Der Abend wird wieder Kühl, meine Strumpfhose tritt in Aktion.

17. Juni: Die lange Fahrt nach Alicudi bringt nur wenige Gäste auf diese einsame Insel. Kein Wunder! Es gibt keine Strassen, keine Autos auf Alicudi. Beladene Esel kreuzen zur Ueberraschung gleich unseren Weg. "Sono le nostre macchine!" rufen die Treiber uns zu und halten brav still für alle entzückten Fotografen.

Es ist sehr heiss, kein Lüftchen weht auf diesem verlassenen Stückchen Erde. Und alle Wege führen aufwärts, dem Gipfel des kegelähnlichen Berges entgegen. Ein Telephonangestellter vom SIP und wir beide kraxeln bis zur Post hinauf, dort erkundigen wir uns bei der Angestellten nach bequemeren Spaziermöglichkeiten. Sie ist sehr freundlich und beschreibt uns einen Weg, welcher der Höhenkurve bis zum Friedhof folgt und nachher in ein weiteres Tälchen zum Abstieg ans Meer führt. Ein am Hafen erstandenes Coca löscht vorerst den Durst, dann folgen wir der beschriebenen Route, geniessen die prächtige Aussicht und klettern dann wiederum bei völliger Windstille und Gluthitze eine steinige Treppe ans Ufer hinab. Wie gut, dass wir bald nach Filicudi fahren können, denn die Schattenplätze auf dieser Insel hier sind rar. Eine völlig erschöpfte Zia mit hochrotem Kopf folgt den beiden quicklebendigen Kindern, die mit dem Vater und Onkel ins Aliscafo steigen. Die Familie besinnt sich, ob das Programm der Hitze wegen geändert werden soll. Auch sie will, wie wir, um ein Uhr auf der Nachbarinsel aussteigen und bis gegen sechs Uhr dort bleiben. Der Zia wegen könnte aber auch bereits zwei Stunden früher die Fähre nach Lipari benützt werden.

Dieses Schnellboot nimmt nun eine andere Richtung nach Filicudi und wir geraten in den Bann der vulkanischen Felsen, die der Insel vorgeklagert sind. Eine obeliskähnliche Figur gleicht bei näherem Betrachten der Madonna, alles zückt den Photoapparat. "Zia, Zia!" schreien die Kinder, "die Madonna ist in Sicht!" Vergessen ist die Hitzeschwäche, die schwere Frau schnellt auf, um das Phänomen im Meer zu betrachten und zu bewundern. Sie wird davon so gestärkt werden, dass wir sie auf dem späteren Retourschiff wieder antreffen können.

Filicudi besitzt wieder Strassen und also auch Autos, dazu Restaurants, wo hungrige Italiener sich verpflegen können. Charlotte und ich suchen mit dem Lunch im Rucksack ein Badeplätzchen, um vor dem Essen die notwendige Abkühlung zu geniessen. Leider bleibt uns nichts anderes übrig, als etwas vom Hafen entfernt auf sehr steinigem Ufer die "Zelte aufzuschlagen". Wir robben über die grossen Kiesel ins Wasser hinunter und weg ist die bedrängende Hitze von vorher. Obwohl der Himmel sich leicht zu bedecken beginnt, tauchen wir ein zweites Mal in die Fluten, mit dem Ergebnis, dass es beim darauffolgenden Mittagessen kalte (!) Füsse gibt. Solches steigert jedoch die Energie und wir beschliessen, bei derart verschleierter Sonne noch die Besteigung des Capo Graziano zu wagen, wo ebenfalls ein bronzezeitliches Dorf aus dem 18. Jahrh. v. Chr. ausgegraben worden ist.

Den Einstieg hatten wir schon vorher entdeckt und zwei Mitreisende vom Aliscafo bewegen sich sichtbar auf Zickzackwegen den Berg hinauf. Wir tun es ihnen gleich und erreichen bald ein Tor, das zu den Ausgrabungen führt. Oh, alles ist noch mit hohem Gras überwachsen, zwei "eifrige" Arbeiter sitzen dort und stärken sich. Erst zwei bis drei Rundhäuser sind vom Unkraut befreit. Die Mauerreste sind noch ausgeprägter als auf Panarea, fast meint man, die Menschen aus jener Zeit sich zwischen den Steinmauern bewegen zu sehen. Der mit Pfeilen angezeigte Rundgang führt durchs Gras bis zu einem Sodbrunnen, von dort steigen wir einige Stufen zu einer versteckten Grabhöhle empor, sie ist in den Fels geschlagen wie die Kammern in Pantalica bei Syrakus. Wieder umwehen uns Lüfte aus uralter Zeit, die Ackerbauperiode ist noch deutlich oberhalb des Dorfes erkennbar, wahrscheinlich setzten die Nachkommen bis ins letzte Jahrhundert diese Kultur fort. Jetzt ist alles verwildert, die Konsumgesellschaft bietet alles in abgepackte Dosen und Beuteln an.

Weiter hinauf wird der Weg so schlecht, dass wir auf die Aussicht auf dem Berggipfel verzichten müssen, wir kehren zurück und warten unten aufs Schiff. Beim Ansichtskartenschreiben und Kaffeetrinken werden wir von einer jungen Italienerin angesprochen, sie stammt aus Turin, arbeitet in Holland und ist nun bei ihrem Vater auf Filicudi in den Ferie. Er verbringt die halbjährliche Saison als Pizzabäcker auf der Insel. Die Tochter sucht eben eine Fahrgelegenheit, um in die höhergelegene Ortschaft zu gelangen. Wie wir nach einer Weile die Bar verlassen, steht das Mädchen immer noch an der Strasse, es hat italienische Bekannte getroffen, denen es von Holland erzählen muss. Wir hören eine Weile zu und amüsieren uns über die neugierigen Fragen des älteren Ehepaars. "Es ist sicher eine ganz andere Welt dort im Norden, die Leute sehen anders aus, handeln anders." Sie reden und reden, ich höre nur noch Fetzen aus dem Gespräch. - Ist er blond? -- Ja es hat auch noch Türken, Jugoslawen und viele andere Ausländer dort -- Was es da alles zu erleben gibt! - - - Erst wie unser Aliscafo eintrifft, löst sich die Gruppe auf, das Ehepaar steigt ebenfalls ein, reich befrachtet an Eindrücken. Der Abend in der Villa Diana ist angenehm warm, das Essen auf der Terrasse schmeckt bei milder Luft doppelt so gut.

18. Juni: Heute ist ein Ferienruhetag auf Lipari. -Der Himmel ist wieder hell und wir wandern zur Burg hinauf, um die Museen zu besuchen. Sicher treffen wir diesmal als Interessierte weitere Spuren "unserer Dörfer" an. Aber oha! Die prähistorische Abteilung ist geschlossen, "in ristauro" wie schon so viele Dinge, die wir besichtigen wollten. Im kleinen Raum mit wenigen Ausstellungsobjekten, der auf der anderen Seite der Strasse ist, hält ein taubstummer Angestellter Wache. Auf unsere Frage, ob dies alles sei, das uns zum Studium zur Verfügung stehe, weist er mit der Hand in Richtung Marina grande und bohrt mit dem Zeigefinger der andern Hand in seine rechte Wange. Ich kenne dieses Zeichen noch gut aus meinen Arbeitsjahren hier unten. Es bedeutet: etwas gar Schönes erwartet euch weiter vorn. Und wirklich ist die griechische Abteilung geöffnet und es gibt dort auch Funde aus der Bronzezeit und verschiedene Begräbnisformen aus vorarsonischen Perioden. Lange verweilen wir bei Masken und Theaterfigürchen, die in kleine Szenerien ausgestellt sind, vor allem die Komödien von Aristophanes zeigen lustige Bildausschnitte. Auch eine damalige Frauenbewegung, welche sich an der Regierung beteiligen wollte, erinnert uns an den Frauenstreiktag in der Schweiz.

Interessiert studieren wir auf dem Burghügel zum ersten Mal die restlichen Mauern der prähistorischen bis römischen Siedlungen, auch unsere Rundhäuser aus der Bronzezeit sind dabei. Gute graphische Darstellungen auf grossen Tafeln verraten die Beliebtheit dieser natürlichen Festung für Wohnplätze der Menschheit seit der Urzeit. Nach diesem lehrreichen Gang steigen wir zur Geschäftsstrasse hinunter, wo wir uns den Lunch für die beiden letzten Tage kaufen.

Denn auf der Terrasse der Diana gibt es auch kleine Tische und Stühle, wo man sich tagsüber aufhalten kann, dies wollen wir gründlich benützen. Nachmittags gibts dann noch eine kleine Wanderung in die Umgebung der Pension. Merkwürdig, der Himmel beginnt sich wie am Vortag zu bedecken, noch ist es warm und angenehm für Exkursionen. Aber unsere Pläne scheinen nicht zu geraten, zwar finden wir den Einstieg zu jenem Pfad, den uns die andere Schweizerin beschrieben hat und der in die Höhe führen soll. Aber er ist derart überwachsen mit Gräsern und Büschen, dass uns dieses Dschungelabenteuer nicht verlocken kann. Nun versuchen wir den anderen Einstieg zum Zickzackweg auf die Höhe zu entdecken, aber das Schicksal führt uns auf einen sandigstaubigen Pfad, der wie eine hohle Gasse ins Ungewisse weist. Was taucht da auf einmal zwischen zwei Abzweigungen auf? Ein Sockel mit einem Maria-Bild hinter Glas, versehen mit Votivkerzen, die den Namen Von Papst Johannes XXIII tragen. Eine kleine Treppe führt zur Schutzmantelmadonna hinauf. Ist dies ein Wallfahrtsort für fromme Leute aus Lipari?

Beide Scheidewege steigen empor zu mehr oder weniger bebauten Aeckern und Weinbergen. Die Fortsetzung würde uns zwar gelüsten, doch reicht die Zeit dazu nicht aus. Wie schade, dass wir umkehren müssen! Lipari ist noch viel zu wenig entdeckt. Den letzten Abend verbringen wir auf kühler Terrasse in angenehmen Gesprächen mit der jungen Deutschen, die am Nebentisch sitzt.

19. Juni: Die Temperatur hat noch mehr abgenommen, dicke Wolken hängen am Himmel. Alles zieht die Wolljacke an und wir sitzen fröstelnd beim Frühstück. Frau Hunziker weist zum fernen Horizont und sagt: "Es ist ein schlechtes Wetterzeichen, wenn Sizilien und Kalabrien zu sehen sind." Ja wahrhaftig, dort hinten erkennen wir den Eingang zur Meerenge, den wir in ein paar Stunden durchqueren sollen. Vielleicht ist das Elfuhrschiff noch ertragbar, sind die Wellen noch nicht so schlimm. Mit Hilfe der Tabletten gegen Seekrankheit sind wir dem Geschaukel und Gerüttel nicht hilflos preisgegeben. Messina empfängt uns mit dunklen Regenwolken, gegen das Jonische Meer hin ist alles so grau und verhangen wie bei der Ankunft aus der Schweiz. Welch unfreundliche Begrüssung auch diesmal! Der Regen verschont uns noch auf dem Gang zu den Fährschiffen, aber auf der Ueberfahrt nach Villa San Giovanni beginnen dicke Tropfen zu fallen. Die salzig schmutzigen Haare erhalten noch eine zusätzliche Applikation von oben, bis wir im Bahnhof villa die Regenmäntel angezogen haben. Nichts wie los zum nächsten Taxi und durch die nassgraue Kälte ins Centro zurückgefahren!

Der Chauffeur kennt mich noch von früher her und beginnt gleich ein rassistisches Gespräch. Er war ein treuer Faschist und vergisst nicht, wie Mussolini gleich alle Banditen umbringen liess. So sollte es wieder sein, vor allem die Schwarzen aus Afrika, die hier ihren Handel treiben, sind alle durchwegs Schurken. "Was das glauben sie mir nicht, Signora? Ich kann ihnen sagen, dass alle diese Fremden, die nach Kalabrien zur sogenannten Arbeitssuche kommen, überhaupt nichts tun wollen, nur ihr Geld auf ungerechte Weise erlangen. Die Albanier in Apulien sind ehrbare Leute, aber diese Marokkaner, Senegalesi etc. die wir hier haben? Aber auch der Papst ist schuld daran, was braucht der zu seinem Vergnügen in der Welt herumzureisen, um weitere Ausländer hierherzulocken!" Beim Papst widersprechen wir ihm nicht, da es nicht unsere Sache ist, das Oberhaupt der katholischen Kirche zu verteidigen. Nun ist der Chauffeur wieder zufrieden mit uns und entlässt uns nach dem "hitzigen" Gespräch in Regen und Kälte. Schnell eilen wir in unsere Lenta, um nach einer heissen Suppe und dem mitgebrachten Lunch beim Mittagsschlaf dem hässlichen Juniwetter zu entfliehen.

Bea Sprecher

Max Frisch, geb. 15. 5. 1911 in Zürich; geb. 4. 4. 1991 in Zürich. Ich habe soeben seinen Lebenslauf studiert: Abschluss des Germanistikstudiums, als 1933 sein Vater starb. Journalist bei der UZ. Reisen: Budapest, Istanbul, Athen, Rom, Deutschland. Architekturstudium ETH. Militär. Preise. Verheiratet 1942 bis 1959 mit Constanze von Meyenburg. Scheidung. 1948 Begegnung mit Bertold Brecht. Reisen. Theaterstücke. R. USA. Mexiko. Komödie. 1960 Begegnung mit Ingeborg Bachmann. Wohnort Rom. Ehrendoktor der Philipps-Universität Marburg... Wohnort Tessin. Reise nach Israel. Verheiratet 1968 bis 1979 mit Marianne Celens. Scheidung. Reise nach Japan. USA.

Was ich schreibe ist lästig für dich und peinlich für mich! Dieser Satz gehört nicht hierher, sondern auf die Liste mit den Einfällen, Gedanken, Gefühlen und Fragen, die ich für mich schreiben darf (seit dem 6. 4. 91, seit unserem 127.sten Telefongespräch). - Die Sprache, gesprochen oder geschrieben, ermöglicht die geistige Verbindung zwischen den Menschen... sie vermag aber auch zu trennen. Man denke an die verbalen Beleidigungen, ...

Gelesen: Dr. Rudolf Steiners „Wie Karma wirkt“, Philosophisch-anthroposophischer Verlag, Berlin, 1922! Das Karma [Sanskrit = Tat] ist das Gesetz, nach dem sich die Taten des Menschen bei der Wiederverkörperung (Wiedergeburt!) auswirken! Es handelt sich hier um einen wesentlichen Gedanken des Hinduismus, des Buddhismus, der Theosophie und der Anthroposophie. Diese Gedanken sind völlig unwissenschaftlich. Es lässt sich zwar feststellen, dass Körper, Seele und Geist irgendwie zusammenhängen, doch die neuen Verkörperungen sind trotz äusserst unständlich und wissenschaftlich scheinenden „Beweisen“ reine Glaubenssache, und die „Höherentwicklung des Menschengeistes“ durch immer wieder neue Verkörperungen (Wiedergeburt) ist keine Wunschphantasie!!

Rudolf Steiner (1861 bis 1925) hat anderseits eine ge-

wisse Bedeutung als Goetheforscher und Begründer der Anthroposophie als Heilpädagoge und Anhänger der biologisch-dynamischen Wirtschaftsweise. Anthroposophie ist der Weg, auf dem der Mensch Anschluss an das „geistige Prinzip des Alles“ gewinnen soll(!).

Soeben habe ich das neueste „Heimatbuch Meilen“ erhalten. Unser Nachbar auf der Hüernen in Meilen, Herr Dr. Prof. Heiner Peter, fragte im Jubiläumsjahr der 70-jährigen Eidgenossenschaft einige Leute, was sie unter „Heimat“ verstehen. Die Antworten sind recht vielfältig und meist von grosser Innigkeit und verbunden mit wertvollen Kinkeits-erlebnissen und Jugenderinnerungen. Das Buch ist wieder recht lesenswert. Die Mitgliedschaft im Heimatbuchverein ist gratis, aber das alle Jahre auf Weihnachten erscheinende „Heimatbuch“ kostet Fr. 20.-. Es wird verschickt von Yvonne Marti-Werder, Hüernen 25, Meilen. Tel 923 23 39.

Eigentlich wollte ich meinen „Lipari“-Reisebericht noch länger zurück behalten. Käti und Uli haben ihn auch noch nicht bekommen. Aber jetzt ...

Für den Abend vor dem Volkstanzball, 18.1.91, bestellt der Tanzkreis wieder ein Nachtessen für Fr. 28.-, zu dem man sich gelegentlich anmelden und einen Boni beziehen kann.

Das Frühlingstreffen 1992 findet am 16. u. 17. Mai in Reinach, Basel, statt, das von 1993 wieder

einmal in Diätikon, und zwar am 5. u. 6. Juni. Für die Vorbereitung werden Arbeitsgruppen gebildet.

1. Unterkunft geleitet von Katherin Isler-Fud.
2. Verpflegung " " Peter Sauter - Singer.
3. Technik " " Urs Utiger
4. Musik " " Christian Vetsch
5. Tanz " " Johannes Schmid und Erika Imhof - Singer.
6. Finanzen " " von Erich Fischer
7. Vorverkauf " " Verena Ringgenberg
8. Dekoration " " Alice und Ernst Sattler
9. Verkehr und Transport Fredy Aebi
10. Korrespondenz " " Eva Wetter
11. Sanität " " Susi Leissing. Die ernaunten Gruppenleiter suchen sich ihre Mitarbeiter, der Vorstand steht über allen Gruppen und trägt die Verantwortung.

Nochmals komme ich kurz zurück aufs Heimatbuch Meilen. Im Aufsatz über das Thema "Heimat" berichtet einer der Befragten in sehr origineller Weise:

"Heimat gibt es dort, wo man Türen selber öffnen und schliessen kann, Türen durch die man ungehindert eintreten und hinausgehen darf, und Türen, hinter denen man willkommen ist."

Es ist dies nur eine der vielen eindrücklichen und anschaulichen Aussagen!

Am 21. 11. 91 durfte ich am Abschlussabend von Carmen Frumingers Migros-Volkstanzkurs teilnehmen, der wie schon der ganze Kurs, im

beinahe Aurnhallengrossen Festsaal (mit Bühne) statt
fand. Dieser hübsche Saal, der mit modernen Bildern,
wahrscheinlich aus einem Migros-Markt, ge-
schmückt ist, befindet sich im vierten Stock des
Kurtgebäudes unfern Bezirksgebäude und Hel-
vetiaplatz. Offenbar besteht nebedem Kurt noch
ein "Club"; der auch zum Abschlussabend einge-
laden war. Dieser verlief beinahe wie ein Pro-
benabend, nur war eben noch der Club dabei,
die Leute waren festlich gekleidet und in
der Pause wurde nicht nur Tee und Kaffee
getrunken, nein, es wurde auch gegessen, was
jeder mitgebracht hatte, "Potluck", ganz ameri-
kanisch! Getanzt wurde "Promoroaca (Rum.), Piffi-
Mixer, Zauberzirkel (E), Smogy Karikazo (Ung.), Serbisches
Medly, Waltz Country-Dance (E), Honey Quadrille (U.S.A.)
Love malay mome (Bulg), Katamfil (Bulg), Katapet
(Russland), Cumberland Square, Zemet Atik... und di-
von mir geleiteten Kontrabänze.

Am 22.11.91 kam Schwager Werner Altötter
zu mir, um mit bei der Museumsarbeit zu hel-
fen.

Eurt Leising hat eine neue Hornhaut
bekommen. Er ist auch im Volkstanzkreis wieder
aufgetaucht. Seinen Hugen geht es sichtlich bes-
ser.

Mit grosser Anteilnahme lese ich
im neuesten "Heimatbuch Meilen 1991". Zu

Aufsatz Peter Kummerts über Meilens Augustfeiern im Laufe der Jahre wird auch mein Sekundarlehrer, Herr Stelzer mehrmals erwähnt. Es ist eigenartig ergreifend, wenn man, z. B. im Beitrag „Meilens Vertretung in den eidgenössischen Behörden 1848 bis 1991“, Leute beschrieben und gewürdigt findet, die man persönlich gekannt hat, so z. B. Bundesrichter Paul Corrodi und unseren Nachbarn auf der Hüfner „Theodor Klöter“. Sein Haus steht genau hinter dem unsern. Wir haben schönste Aussicht auf den See, er nicht! Wo jetzt sein Haus steht, war zu meiner Kinderzeit eine grosse Wiese mit Birnbäumen und mitten drin eine Scheune, wo meist Herr „Schlaginhau“ (was für ein Name!) hantierte. Mit seinem „Bündelbock“ fabrizierte er „Christwälle“ für seinen Kachelofen. Für uns Kinder hatte er Verständnis, und da er unsere Namen nicht kannte, hörten wir immer nur „Ihr Herrgotts Mücke!“ wenn er uns anredete.

Wenn ich aus dem Garten hereinkomme, oder von auswärts, von einem Vortrag, einem Konzert, einer Orchester- oder Tanzprobe heimkehre, dann rede ich mit, um mich zu hören, ein, du habest wahrscheinlich in der Zwischenzeit versucht, mit zu telefonieren, und ich sei dummerweise nicht erreichbar gewesen. Ach, das ist ja wieder ein Satz, der nicht in

diesen Brief gehört, sondern in die "Liste", die "Gehem-
gedanken etc..."

Von Heinrich Nontobel, geb. 1906, Feldmeilen, be-
kam ich soeben seine "Lipari"-Erinnerungen, 8 Blät-
ter! Er war 1932 auf den aeolischen Inseln, wut-
de im See sturm sekrank; es schneite im Früh-
jahr; er lernte Einheimische kennen; bestieg auch
den Stromboli. Es ist sehr interessant die Verän-
derungen festzustellen...

Förster Hofers luden mich zum Mittagessen ein, 26.
11. 91. Ich erzählte von Lipari.

Mein Patenkind, Eva Manz. Leuthold lud mich
zum Nachtessen ein, 28. 11. 91, Lehenwasse, Zürich. Peter
Manz, Ingenieur, früher beim Nationalstrassenbau,
jetzt beim Tram von Zürich, kam eben von der Arbeit
heim; Tochter Karin (geb. 31. 12. 71) war auch da; Sohn Tho-
mas zeigte sich nur ganz kurz. Karin, in wenigen Wochen
20 Jahre alt, spielt Geige im Orchester, war in der Sing-
woche Wildhaus, ist Lehrerin, will nächsten Herbst
mit ihren Eltern nach Lipari, nicht aber in eine
Wohnung sondern zu Hunzikers ins Hotel
"Diana".

Am 30. 11. und 1. 12. 1991 weilte ich in Steffis-
burg. Wir betrachteten rund 300 Dias von
den Liparischen Inseln, suchten die aussagekräf-
tigsten aus, die nächstens der Familie Stüt-

mit Wild vorgeführt werden sollen.

Den Sonntagnachmittag verbrachten wir im Kornhaus Burgdorf. Frau Alette Köfer, die vollamtliche Sekretärin der Schweizerischen Trachtenvereinigung (die Nachfolgerin Herrn Eberles) hatte ich von unserem Kommen benachrichtigt, und sie begrüßte uns in der Eingangshalle! Ja, sie erklärte uns begeistert das Kornhauskonzept und vor allem die Trachtenausstellung. Das Brauchtum der Schweiz ist vorzüglich ausgestellt, und mit Kopfhörern, nach neuestem Stand der technischen Entwicklung, kann der Besucher Erklärungen und Musikbeispiele abhören. Es ist phantastisch! Reichhaltig ist die Instrumentensammlung (Frau Dr. Bachmann-Geiser), und die Grammophonensammlung passt ganz gut ins Kornhaus. Im Untergeschoss befindet sich ein Saal für Veranstaltungen aller Art. Stühle, Bänke, alles ist beweglich und kann nach Bedarf aufgestellt und beseitigt werden. Zum Schluss schauten wir noch die zwanzig Minuten dauernde Tonbildschau, die auch recht aufschlussreich ist.

Die drei Buben kamen nicht mit ins Kornhaus. Sie zogen das Thuner Hallenbad vor. Joachim war schon beim Berufsberater! Wie doch die Zeit vergeht! Erst berichtete ich von seiner Geburt, mir scheint es sei gestern gewesen. Als ich vom Skifahren mit der

Schule heim kam, wurde ich damals als „Grossvater“ begrüsst. Und nun steht es bereits fest, dass Joachim studieren und Arzt werden will!

Studiert: Thomas Hobbes (1588 bis 1679). Das war ein englischer Philosoph, der besonders durch seine Staatstheorie bekannt wurde. Sein kompliziertes Hauptwerk heisst „Leviathan“. Das Lexikon sagt, dies Wort sei hebräisch und bezeichne einen mythischen Riesenfisch. Hobbes entnahm diesen Begriff wahrscheinlich der Bibel. Ein Alterswerk „Behemoth“ enthält vier Dialoge, welche die Summe der politischen Philosophie des Verfassers enthalten. „Behemoth“ ist 1991 in deutscher Sprache als Fischer-Taschenbuch erschienen.

Im Lehrerverein Zürich besuchte ich einen Vortrag: „Mit 80 noch lachen“ des Präventivmediziners Prof. Dr. Kurt Bienen. Er ist als Facharzt am Institut für Sozial- und Präventivmedizin der Universität Zürich und als Dozent an der Universität Bern tätig. Seine Forschungsgebiete sind die Probleme der Krankheitsverhütung, sowie die präventive Sportmedizin. Ein besonderes Anliegen ist ihm die Gesundheitsziehung der Bevölkerung. Da er im Wallis geboren wurde und dort aufwuchs, spricht er einen etwas sonderbaren und lu-

stigen Dialekt. Er ist aber seit dreissig Jahren Zürcher. Mit der Hilfe seiner Studenten produziert er viele interessante Bücher: drei Bände Spottmedizin (Medizinisches, Hygienisches einzelner Spottarten, Ernährung, Freizeitgestaltung, Genussmittelkonsum bei Frauen und Männern, Fussball, Radsport, Reiten, Schwimmen, Tennis, Tischtennis, Leichtathletik, Landhockey, Kunstturnen, Skifahren, Stimmfälle, Kanusport, Rudern, Judo, Orientierungslauf, Eishockey, Spottunfälle), mehrere Bände mit dem Thema Stress (bei Hausfrauen, bei Lehrern, bei...), Freizeit und Spott, Lebensalter und Spott, Spott und Ernährung, Olympia, Gymnastik, Alpinismus, Jugend und Drogen, Jugend und Tabak, Jugend und Alkohol, Spott und Genussmittel, Jugend und Sexualität, Pädagogische Sexualmedizin.....

Prof. Dr. Kurt Biener schreibt aber auch Gedichte unter dem Titel „Verliebt in die Schweiz“. Es liegen fünf Bändchen vor: „Graubünden“, „Zürich“, „Wallis“, „Verborgene Schönheiten“, „Tessin“. Bieners Band „Menschen im Morgenrot“ enthält Novellen, erschütternde Erinnerungen an Begegnungen mit Menschen, die wie ein Licht in der Finsternis zu leuchten vermochten.

Zu Beginn seines Vortrags spielte der Biologielehrer, der weit über Europa hinaus bekannte Schriftsteller und Arzt, auf dem Klavier ein rassisches Stück vor. Wir erfuhren auch, dass

er zwölf Engadiner Marathon - Läufe mitgemacht hat. Von seinen Studenten wird er "Turnschuhprofessor" genannt. Seine Frau ist die Vortragsleiterin der Schulzahnklinik zürich Wiedikon. In der Gegend von San Francisco leben sechzig Bienen - Familien. Der gelehrte Bienenet kennt 36 Gründe für Stress und kennt vor allem sechs Risikofaktoren für den Herzinfarkt (Bewegungsmangel, Übergewicht, Nikotin, Alkohol, Cholesterin, ...). Er liess auch untersuchen, weshalb die 80-jährigen noch leben und weshalb die 50-jährigen schon gestorben sind. Auch hier spielen Eier, Bernerplatte, Nikotin etc. die Hauptrolle ... neben den Unfällen...

Heinz Stalder schrieb für die Eröffnung des Willisauer Theaters im Dachstock des Rathauses die Mundartkomödie "Theaterfielbet". Das Theater war vorher schon im Rathaus. Nun aber ist der Dachstock renoviert.

Das wohl am meisten geschätzte Geschenk - nicht nur an Weihnachten - ist "Zeit haben für den Mitmenschen, ihm zuzuhören, ihm die Gewissheit geben, dass er uns wichtig ist und dass wir ihn schätzen".

Franz Hodjak ist Lyriker und Erzähler, geboren 1944 in Hermannstadt, Rumänien. In seinem Erzählband "Zahltag" schreibt er mit grosser Intensität und Kraft für Augen, Ohren, Hirn und Herz.

1
Von Nichte Brigitte Schlatter. Altorfet lernte ich, wie man „Alpletmakaronen“ kocht. 5.12.91.

Eigentlich hatte ich beabsichtigt, heute nachmittags einen vielversprechenden Vortrag im Zürcher Sprachverein zu besuchen. 7.12.92. Doch, als die Sonne so schön warm aus dem Dunst hervortrat, entschied ich mich für Gartenarbeit. Ohne das gewohnte wohlthuende Mittagsschläfchen einzuschalten, eilte ich schon um 12 Uhr 45 hinaus und räumte das Früh- oder Freibeet aus. Dann siebte ich mit dem runden Handsieb die zweite Hälfte des ältern Komposthaufens. Mit etwa zehn Kübeln voll feiner Komposterde füllte ich das ausgeräumte Beet und deckte es mit Trahtgeflecht und Tauweiden, damit die Nachbarskatzen nicht auf den Gedanken kommen, in der feinen Erde zu wühlen. Leider war die Luft nicht so warm, wie ich vermutet und gehofft hatte. Schon nach einer guten Stunde frost ich dermassen an Hände und Füsse, dass ich im Badezimmer ein heisses Fussbad bereiten musste. Zehn Minuten später war ich schon wieder beim Komposthaufen. Statt der leichten Gartenschuhe hatte ich die schweren Militärschuhe angezogen und hielt die Kälte bis nach 16 Uhr aus. Ich bin froh, dass der alte Komposthaufen

nun ganz weg ist! Die gesiebte Erde, die ich im Freibeet nicht brauchen konnte, verstreute ich unter meinen Obstbäumen, unter denen immer noch Laub liegt. Dies Laub muss nächstens weggeschafft werden, damit der Schottpilz sich nicht verbreitet.

Ich habe sehr viel Arbeit, Sorge auch bewusst dafür, dass sie mir nicht ausgeht. Manchmal aber muss ich doch einen Augenblick zu schuften aufhören. Kannst du dir vorstellen, wie ich dann weinend im Haus herumritte??!!

Vielleicht siehst auch Du am Fernsehen den mehrteiligen Dokumentarfilm über Albert Schweitzer: ARD, Regie Robert Müller. Es gab vor Jahren eine Zeit, in der kaum eine Orgel existierte im Schweizerland, auf der Schweitzer nicht gespielt hätte. Auch ich durfte in Meilen einen solchen Vortrag erleben.

Wenn man eine Sache erzwingen will, gibt's meist eine Menge Probleme.

9.12.91: Auf dem Heimweg vom "Senioren-Volkstanz" sah ich im Herbstlaub der Freizeitanlage etwas glitzern. Ich bückte mich, und siehe, es war ein ziemlich

grosser Ehering. Innen trägt er die Gravur „Hilde“
und einen Karatstempel. Da vor kurzer Zeit das
„Peyerhaus“ abgetrocknet wurde, in dem sich unser
„Fundbüro“ befunden hatte, musste ich mich heute
10. 12. 91 auf dem Polizeiposten erkundigen, wo
dies Büro nun hingekommen ist. Es befindet
sich bereits im neuen noch nicht ganz fertig er-
bauten Stadthaus, des sog. „Roten Fabrik“, ein-
nem wichtigen Neubau. Die grossen rotbraunen
Ziegelstein-Aussenflächen sollten durch irgend
etwas (vielleicht einige hellere Backsteine)
unterbrochen werden.

Ring im Dez. 1992 zurückerhalten
und Ueli gegeben zum Einschmelzen
lassen.

—
Gestern, 10. 12. 91, es war schon dunkel,
da hörte ich eigenartige Geräusche vor meiner Haus-
tür. Ich spähte durch den Vorhang vorsichtig hinaus
und sah etwa 30 Kinder, Dritt-, Viert-, Fünft-
und Sechstklässler, die eben ihr erstes Weihnachts-
lied anstimmten. Ich öffnete die Haustüre und
trat hinaus. Zum Glück hatte ich noch 30 Schoggi-
taler, die ich verteilen konnte.

—
Bei ihren illegalen Aktionen berufen sich
die Waffenplatzgegner auf ihr Widerstandsrecht,
ja sogar auf die Menschenrechte. Ein Widerstands-
recht kann im Diktaturstaat, nicht aber in der
Demokratie geltend gemacht werden. Die Demo-
kratie kann nur solange funktionieren, als die
Mehrheitsentscheide und die Entscheide der

demokratisch gewählten Behörden auch akzeptiert werden. Dies verlangt schon der Bundesbrief von 1291. Das eine ist der demokratische Rechtsstaat, das andere die Anarchie. — Ein Widerstandsrecht gibt es in der Demokratie nur dann, wenn eine Finstanz offensichtlich selbst gegen Verfassung und Gesetz handelt. So steht im Dienstreglement der Schweizerarmee, dass der Wehrmann einen Befehl, der ein Verbrechen bedeutet, nicht ausführen darf. Er wird in diesem Fall sogar zum Widerstand verpflichtet. Dies steht im Gegensatz zur Diktatur, die „blinden Gehorsam“ verlangt. Wer mit irgendetwas nicht einverstanden ist, hat das demokratische Recht der Volksinitiative.



Sobien habe ich Professor Martin Lendis Buch „Der Beitrag der Schweiz an das neue Europa“ studiert. Martin Lendi, geb. 23. September 1933, ist Professor für Rechtswissenschaft an der ETH Zürich (seit 1968). Er hebt fünf „Kerngedanken“ hervor, welche die Mission der Schweiz charakterisieren:

1. Bedeutung der Kleinstaatlichkeit. Im Kleinstaat hat der Einzelmensch mehr Mitsprache möglichkeit, mehr Freiheit, mehr Recht als im Grossstaat;
2. Die Treue zum Recht, zur Rechtstaatlichkeit, zur Rechtssicherheit der Demokratie;
3. Die offene Gesellschaft, die Freiheit im kleinen Staatsgebilde;
4. Der Minderheitenschutz als Herzstück politischer Kultur und
5. Die universelle Solidarität, die nach christlichem Ethos weit über Europa hinausreicht.

„Die Schweiz hat diese „Mission“ mit Zurückhaltung und Bescheidenheit zu erfüllen, ohne Bekehrungseifer, schlicht. Sie folgt diesen fünf Postulaten gewissenhaft und ist bereit, in ein Europa einzutreten, das sich selbst zum Hort des Nicht-Grossen, der freien Gesellschaft, des guten Rechts, des gepflegten Umgangs mit den Minderheiten macht und sich universell der Solidarität öffnet..... in ein Europa das die Gerechtigkeit und den Frieden (Justitia et pax) als Grundlage den Regierenden vorgibt,.... das den Schwachen mehr Respekt zollt als den Starken....“

„Das politische Europa von morgen kann wohl kaum viel mehr sein als ein Staatenbund mit einem gemeinsamen Markt, in dem - neben der Wirtschaftspolitik - die Sicherheitspolitik, nicht aber die Verteidigungspolitik, und die internationale Solidaritätspolitik bestimmende Pfeiler wären. Das Bündnis der neugeordneten NATO gehört dazu, und der gute Umgang mit den USA ist politisch-kulturell-historisch existentiell.“

Seit dreissig Jahren darf „unser“ Orchester [d.h. das Orchester Albisrieden] beim Albisrieder Weihnachtskirchenkonzert jeweils selbst bestimmen, wofür die Kollekte verwendet werden soll. Dieses Jahr sammeln wir für die etwa zweihundert armen Schweizer Kinder, die teils schon vor ihrer Geburt mit Aids angesteckt wurden. Die Organisation „Kind und Aids“ besteht vorwiegend aus namhaften Ärzten.

Die dreißigjährige „Orchester-Carla“ kaufte sich auf Weihnachten eine neue Querflöte, und wir sahen und hörten die fröhliche Musikantin an der Konzert-Vorprobe und nach dem Konzert am Sonntagabend noch munter lachen. Aber ach, schon am Dienstag danach wurde sie mit einer Hirnblutung ins Spital eingeliefert, wo sie nun an Weihnachten zwischen Tod und Leben schwebt!

Urs Frauchiger wurde 1991 zum neuen Direktor von Pro Helvetia gewählt. Bekannt wurde der Direktor des



Urs Frauchiger

1936 im Emmental geboren

1956 Musikstudium an der Uni Bern und an den Konservatorien Bern und Basel (Cello)

1977 Direktor des Konservatoriums Bern

1991 Wahl zum Direktor von Pro Helvetia

Buchtips:

«Was zum Teufel ist mit der Musik los?» (Fr. 29.-) und «Verheizte Menschen geben keine Wärme. Plädoyer für eine selbstbewusste Kultur» (Fr. 26.-), beide Zyrtlogge-Verlag.

mit 1977 - durch sein Buch: „Was zum Teufel ist mit der Musik los?“ (Fr. 29.-). Urs Frauchiger im Emmental geboren, studierte Musik an der Uni Bern und spielte Cello in Bern und Basel (Cello).

15. 12. 1991: Unser Orchester spielt im Alters-Pflegeheim „Bachwiesen“, Zürich. Albistrieden: Händel, mit Chor, Ferrandini, Schiassi...

Dann besuchte ich in der Stadthalle Feitikon die vom Frauenverein organisierte Altersweihnacht. Es waren etwa 800 alte Leute, vorwiegend Frauen, anwesend, die alle lebhaft plauderten. Doch, es wurde mäuschenstill als die Blockflötengruppe der Jugendmusikschule unter der Leitung meiner ehemaligen Schülerin Ursula Zeller-Brenner zu spielen begann. Wieder einmal traten dann die

Die dreißigjährige „Orchester-Carla“ kaufte sich auf Weihnachten eine neue Querflöte, und wir sahen und hörten die fröhliche Musikantin an der Konzert-Vorprobe und nach dem Konzert am Sonntagabend noch munter lachen. Aber ach, schon am Dienstag danach wurde sie mit einer Hirnblutung ins Spital eingeliefert, wo sie nun an Weihnachten zwischen Tod und Leben schwebt!

Urs Frauchiger wurde 1991 zum neuen Direktor von Pro Helvetia gewählt. Bekannt wurde der Direktor des Konservatoriums Bern - seit 1977 - durch sein Buch: „Was zum Teufel ist mit der Musik los?“ (Fr. 29.-). Frauchiger wurde 1936 im Emmental geboren, studierte von 1956 an Musik an der Uni Bern und an den Konservatorien Bern und Basel (Cello).

15. 12. 1991: Unser Orchester spielte im Alters-Pflegeheim „Bachwiesen“, Zürich. Albistieder: Händel, mit Chor, Ferrandini, Schiassi...

Dann besuchte ich in der Stadthalle Veitikon die vom Frauenverein organisierte Altersweihnacht. Es waren etwa 800 alte Leute, vorwiegend Frauen, anwesend, die alle lebhaft plauderten. Doch, es wurde mäuschenstill als die Blockflötengruppe der Jugendmusikschule unter der Leitung meiner ehemaligen Schülerin Ursula Zeller-Brenner zu spielen begann. Wieder einmal traten dann die

Wettinger Sternsinger - auf. Der Text ihres Weihnachtsspiels von Silja Walter ist sehr eindrücklich und die Leistung einiger Laienschauspieler ganz respektabel. Die Musik jedoch wirkte sehr eintönig, wahrscheinlich gewollt als Anklang an eine katholische Prozession. Die Zahl der Mitwirkenden wird von Jahr zu Jahr grösser. Es sind nun bereits 120!

22.12.1991. Den Buschauffeur - am Bahnhof von Thun fragte ich, ob das Halbtax-Abonnement auch für die Fahrt nach Steffisburg seine wohltuende Gültigkeit habe. „Natürlich!“ sagte er und gab mir eine Fahrkarte zum Preis von Fr 1.-. „Nun muss ich wohl noch mein Abonnement vorweisen“, bemerkte ich, und er entgegnete: „Nicht nötig, ich glaub Ihnen, dass Sie's bei sich haben!“ Ich setzte mich auf den ersten Platz schräg hinter ihm und stellte meine Sachen vor mir auf den Boden. Während weitere Fahrgäste zustiegen, zog ich, da ich nun freie Hände hatte, mein Abonnement aus der Tasche. Als alle Passagiere eingestiegen waren, musste der Busfahrer noch einige Minuten untätig die Abfahrtszeit abwarten, und ich zeigte ihm mein Halbtax-Abonnement mit der schönen Photo. Er sah die darin steckende Tageskarte, mit der ich von Diätikon nach Thun gereist war. „Die ist ja auch auf meiner Strecke gültig!“ rief er aus und gab mir lachend meinen Franken wieder zurück!



„NUME E ESEL“

WEIHNACHTSGOTTESDIENST
DER SONNTAGSCHULE

SONNTAG 6. 22. DEZ. UM 16³⁰

IN DER DORFKIRCHE

Für die Sonntagschul-Weihnacht hatte Mirjam wieder eine Riesenarbeit auf sich genommen, Musiknoten geschrieben, Szenen für das Singspiel adaptiert und ausgedacht. Mit ihren Gehilfinnen und Gehilfen und den 46 Sonntagschülern hatte sie fleissig geübt und die benötigten Requisiten und Kostüme gebastelt. Da waren in allen Farben glänzende Sterne, Schrifttafeln mit allem Elend der Welt, Armut, Krankheit, Hunger, Alter, Tod, Enttäuschung, Angst, Einsamkeit, etc... Da waren auch ein braunes gut lebensgrosses Kameel, ein Löwe und der für das Spiel so wichtige gawe Esel hinter der Krippe. Mit psychologischem Feinsinn und pädagogischer Absicht war jedem Kind seine Rolle zugeteilt worden.

Da der Esel noch geflickt und verstärkt werden musste, kam ich mit Karl frühzeitig zur beinahe schon beendeten Hauptprobe. Joachim half mit einer brennenden Kerze auf langer Stange die vielen Kerzen am Kirchen-Christbaum anzuzünden, und mit fiebriger Ungeduld erwarteten die Kinder den Beginn des Singspiels und des Gottesdiensts. Während die Kirchenglocken feierlich läuteten, füllte sich das Kirchenschiff mit Eltern, Grosseltern und vielen Kindern jeden Alters. Weitere Verwandte nahmen Platz auf der Empore.

1991

Die Steffisburger Sonntagschul-Weihnacht begann mit einem Lied. Mirjam sorgte dafür, dass der Organist und Joel (10) gleichzeitig mit dem Vorspiel beginnen konnten. Joel hatte vor kurzer Zeit eine neue Trompete erhalten und schmetterte nun mit ihr seine Melodien mit grosser Sicherheit und Überzeugung durch die Kirche, und zwar bei jedem Lied, das im Laufe des Abends angestimmt wurde. Ausserdem trat er noch als Solist auf, als Solotrompeter und als Sänger, dank seiner Lautstärke ganz ohne Mikrophon! Adrian⁽¹²⁾ benützte bei seinem Auftritt das Mikrophon und machte ebenfalls seine Sache ganz vorzüglich. Joachim⁽¹⁴⁾, obwohl schon aus dem Sonntagschulalter herausgewachsen, wirkte ebenfalls auf verantwortungsvollem Posten mit. Er bediente die Beleuchtungsrichtung und lenkte das Licht diskret auf die jeweiligen Akteure, auf den grössten der Sterne, auf den Esel, auf den Engel, der plötzlich mit ausgebreiteten Armen hoch oben auf der Kanzel erschien....

Als die Weihnachtsfeier zu Ende ging, verkündete der Herr Pfarrer endlich das, worauf die Kinder der Sonntagschule schon lange

warteten. Wie jedes Jahr würden auch 1991 bestimmt alle Mitwirkenden am Ausgang noch ein Geschenkpäcklein erhalten. Die Erwachsenen wurden ersucht, noch ein Weilchen in der Kirche zu warten. Vor der Kirche stand als grosse Überraschung der Esel, nicht der aus Holz, Stoff und Karton, nein, der richtige, lebendige, der gestreichelt werden durfte. Auf seinem Rücken trug er zwei grosse Taschen, die an seinen Flanken weit herunter hingen. Darin lagen die vielen Päcklein. Die Geschenke waren alle gleich und doch nicht ganz gleich. Auf den dunkeln Bildkacheln aus Heimerberger Keramik war ein helles Esel abgebildet, mit oder ohne Blümchen im Maul, und auf jeder Kachel stand der Name des Empfängers, z. B. „Joel“, „Adrian“, etc.. Als wir nach den Aufräumarbeiten unserem Heimweg antraten, bekamen auch wir erwachsene Festbesucher am Ausgang einen kleinen Lebkuchen esel, und der schlaue Adrian hatte bereits festgestellt, dass bei der Kollekte sehr viele Banknoten eingeworfen worden waren. Die Sonntagschulweihnacht ergibt erfahrungsgemäss die grösste Kollekte des ganzen Jahres.

Während des kurzen „Steffisburg-Besuches“ mit der JBB-Tageskarte betrachteten wir auch meine Lipari-Aquarelle und meine Lipari-Dias von 1975. und

sahen bei dieser Gelegenheit Maria schwimmend im vulkanisch-warm brodelnden Meer.

Auf die Minute genau brachten mich Karl und die Bubben mit dem Auto zum Bahnhof Thun. Um 19 Uhr 11 waren wir dort, und um 19 Uhr 12 sollte der Schnellzug abfahren. Da kein Parkplatz beim Bahnhof frei war, verabschiedete ich mich rasch und rannte durch die Unterführung zum Bahnsbeig, während Karl mit seinen Bubben wieder nach Steffisburg zurück fuhr. Doch mein Zug kam nicht, was ich mir hätte denken können. Die Strecke Bern-Brig war ja wegen der starken Schnee- und Regenfälle der letzten Tage zwischen Frutigen und Kändersteg unterbrochen. Dies war schon während meiner Kerreise am Vormittag mit Lautsprechern mehrmals verkündet worden. Zwischen Frutigen und Kändersteg sei eine Autobusverbindung eingerichtet worden, hiess es. Als ich eine Viertelstunde in der Kälte gewartet hatte, erkönte laut: „Auf Gleis eins folgt in wenigen Minuten der umgeleitete Eurocityzug ohne Halt in Bern...“ Den konnte ich nicht besteigen, da er ja nicht nach Baden, sondern über Olten und Basel nach Deutschland fuhr. Nach weiterem lang erscheinendem Warten tauchte endlich der erheblich verspätete fahrtplanmässige Schnellzug nach Bern... Olten, Aarau, Baden, Zürich... auf. Bis Baden konnte er seine Verspätung beinahe wieder einholen, doch, ach, mein Anschluss-Lokalzug nach Dietikon war bereits abgefahren. Wieder verbrachte ich eine halbe Stunde auf dem Bahn-

steig. Schliesslich nach gut dreieinhalb stündiger Reise kam ich zu Hause an. Für die gleiche Strecke hätte ich (bei normalen Verkehrsverhältnissen) mit dem Auto hundert Minuten benötigt!

23. 12. 1991 Hauptprobe mit Chor und Solisten.

24. 12. 1991 Andrea und Viktor Locher mit bald ein Jahr alter Noemi schenkten mir selbstgebackene Vollkorn-Gesundheits-Biscuits und luden mich zu einem leichten „Musiker nachessen“ ein. Ich konnte nicht sehr lange bei diesen jungen Leuten bleiben, denn ich musste zum Einspielen schon um 21 Uhr in der neuen Kirche Zürich-Albistrieden sein. Naomi sah zum erstenmal in ihrem Leben einen Christbaum und bestaunte dessen leuchtende Ketzen. Viktor Locher musste erst gegen Mitternacht zum Musizieren nach Schlieren fahren. Er wirkte offensichtlich im katholischen Gottesdienst mit. Unser Orchester spielte schon vorher in der reformierten Kirche Ginstenstrasse Zürich-Albistrieden vor allem Schiassi und Ferrandini und begleitete Chor und Gemeindegesang. Kurz vor Mitternacht war ich schon wieder zu Hause. Nach kurzem Schlaf reiste ich von neuem nach Zürich, diesmal zur katholischen Kirche St. Konrad, wo unser Orchester im Weihnachtsgottesdienst mit dem katholischen Chor die Messe in C von Johann Ernst Ebelin (1702 bis 1762) und das Transseamus von Josef Ignaz Schnabel spielte. Das Stück von Schnabel ist so schön wie die Messe, und von Ebelin weiss man, dass er ein „Freund“ Mozarts war, wahrscheinlich Vater Mozarts, denn Mozart war sechs-

Liturgische Christnachtfeier

Dienstag, 24. Dezember 1991, 22.00 Uhr
in der neuen ref. Kirche Albisrieden

Orchester	G. M. Schiassi: Pastorale per il Santissimo Natale <i>Adagio - Allegro - Largo spiccato - Andante</i>
Grusswort	
Flöten und Orgel	G. F. Händel: Triosonate F-Dur Op. 2.4 <i>Larghetto - Allegro</i>
Psalmgebet	
Flöten und Orgel	G. F. Händel: Triosonate F-Dur Op.2.4 <i>Adagio - Allegro - Allegro</i>
Lesung	Psalm 24. 7-10
Chor und Orchester	G. Ph. Telemann: "Hosianna dem Sohne David"
Lesung	"Es ist ein Ros entsprungen"
Lied der Gemeinde	119. 1-4 "Fröhlich soll mein Herze springen"
Lesung	Lukas 2. 8-20
Chor und Orchester	G. F. Händel: "Tochter Zion, freue dich"
Fürbittegebet	
Unser Vater	
Chor und Orchester	J. S. Bach: "Ich will den Namen Gottes loben"
Mitteilungen	
Schlusswort	
Orchester	G. Ferrandini: Sinfonia Pastorale per il Santissimo Natale <i>Allegro - Andantino sempre piano - Allegro</i>
Segen	
Lied der Gemeinde	128. 1-3 "O du fröhliche"

Ausführende	Chor und Orchester der ref. Kirchgemeinde Maja-Barbara Weltin, Flöte und Continuo Barbara Weber, Flöte
Leitung	Hansjörg Weltin
Liturg	Pfr. Hans Fischer
Lesung	Ursula Weber

Kollekte Schweizerische Stiftung "Aids und Kind"

jährlig, als Eberlin starb. - Dies war meine letzte
Mitwirkung im Jahr 1991.

Am 2. Weihnachtstag, 26.12.91, fuhr ich nach
Meilen. Endlich bekam auch Ueli seinen "Lipari-
Reisebericht". Er musste wirklich lange darauf warte-
ten! Brigitte hatte - mit meinem Weihnachts-
"Gatzen", 2 mal Fr.50.- - für Daniela einen elek-
trischen Wecker, der nicht tickt, und eine Feld-
flasche mit Bierflaschenverschluss und für Bar-
bara zwei silberne Ohr ringlein mit Delphinen
gekauft. Was die beiden von ihren "anderen" Gross-
eltern bekommen hatten, erfuhr ich nicht. Für
die Meilenet hatt' ich auch das neue Heimat-
buch Meilen und das Diebiker Menjährtblatt
besorgt.



Heidi Werdenberg

Geboren in Basel. Zwei Jahre Studium der Germanistik, Anglistik und Geschichte. Fremdsprachenkorrespondentin und Übersetzerin. Freie Mitarbeiterin der «Basler Nachrichten».

1969 bis 72: Betriebsassistentin in einem biologischen Forschungslabor in Chicago.

1973 bis 75: In Cambridge, England. Lebte mehrere Jahre in Allschwil. Politische Arbeit als Einwohnerrätin. Sprachlehrerin in der Erwachsenenbildung.

Verheiratet, zwei Kinder. Wohnt seit 1989 in Schlieren.

Werkeverzeichnis

- 1969 «Die Wasserflöhe», Einakter
- 1971 «Junge Schweizer erzählen», Beitrag in Anthologie
- 1974 «Der Einarmige», Roman
- 1978 «Geschichten 1967 bis 1977», Texte
- 1980 «Und es wird Montag werden», Geschichte in Anthologie
- 1981 «Behaust und befangen» - Basler Schriftsteller über ihre Heimat
- 1984 «Die Anfänger», Roman
- 1985 «Anständigkeiten», Roman
- 1988 «Wohnhaft in Basel», Beitrag in Anthologie

Verschiedene Publikationen, Lesungen und Beiträge im Radio und in Jahrbüchern.

Preise: Förderpreis für Literatur des Kantons Baselland (1988)

Im Limmattaler
"Tagblatt" wurde
als Vorabdruck
Heidi Werden-
bergs neuester
Roman abge-
druckt:

«Staccato»,
Bericht aus ei-
ner zerstückelten
Welt.

Etwa ein halbes Dutzend Frauen treffen sich regelmässig und besprechen ihre Lebensverhältnisse, ihre Familien. Beleuchtet werden: Kinderlosigkeit, in vitro-Fertilisation, Geburten, Erziehungsprobleme, Solidarität der Frauen, Hilfe für eine tyrannisierte Schwarze, eine Massai-Frau, POS-Kind-Probleme (In diesem Zusammenhang wird behauptet, Einstein, Leonardo da Vinci, Churchill, Andersen, Edison, Rodin, Flaubert und Rockefeller seien Legastheniker und POS-Kinder gewesen), Ausländerinnen-Selbsthilfeorganisation, Frauenhaus, Krankheiten, Urämie, Krebstod einer geliebten Mutter, Haushaltsauflösung, Tschernobyl, Tagebuchblätter, Chemieunfall Sandoz-Schweizerhalle, grüne Frau in der Politik ist „gegen alles“ (Hassen, in vitro-Fertilisation ... etc..) gleichzeitig aber ist sie die Patin des „künstlichen“ Kindes, Frauenprobleme, Selbstverteidigungskurse für Frauen in Solothurn und Basel.

Am Schluss wandert Ruth mit ihrem Mann, dem in vitro-Gynäkologen, aus nach Australien, führt dort das Leben einer reichen Frau, vermisst aber ihre Freundinnen, die mit ihr Freud und Leid, Leben und Sterben teilen.... Ein typischer rotgrüner Frauentoman, geschickt geschrieben!

In letzter Zeit erlebe ich sehr viele Träume, die mir beim Erwachen noch deutlich im Bewusstsein sind. Meist bringt mir das Traumge-

schehen schwere Enttäuschungen oder es handelt von Herrn Teuscher! - Entschuldigung, diese beiden Sätze gehören nicht in diesen Brief.

→

Den Neujahrstag 1992 verbrachte ich in Wetzikon bei meiner Schwester Martha und meinem Schwager Werner Altorfer. Auch Neffe Cornelius Altorfer war anwesend. Nach dem Mittagessen spazierten wir zur Sägerei und ins Tobel, wo Werner uns die alten Turbinen, Mahlsteine und Förderbänder der Mühle und der alten Sägerei zeigte und erklärte. Auch die Überreste des nicht mehr gebrauchten Wehres und die zerfallenden Wasserleitungen (Stollen und Riesenrohre) waren sehr interessant. Auch unsere Vorfahren waren echte Künstler!

Auf dem Rückweg zum „Neubühl“ trafen wir den hochinteressanten Herrn Dr. Morandi, mit dem sich ein lustiges Gespräch ergab. Da er von den aeolischen Inseln zu schwärmen begann, und da ich Gips und Aquarelle von diesen Inseln bei mir hatte, luden wir den alten Herrn ein,

sie mit uns bei Altorfers anzusehen. Er war begeistert und nahm meinen Reisebericht zur Lektüre (Leihweise) mit.

Werner Söllner ist gegenwärtig „Zuger Stadtbeobachter“ für ein Jahr. Er lebt als deutschsprachiger Lyriker und Übersetzer rumänischer Herkunft in Zug. Geboren wurde er 1951 in Horia, studierte Germanistik und beschäftigt sich u. a. mit der Sichtung und Ordnung des Nachlasses von Célan. Die Vorherrschaft Brechts empfindet er als Belästigung. Normalerweise lebt er in der Nähe von Frankfurt am Main.

Schwager Werner Altorfer fragte den Internisten Hr. Morandi, woher der gelegentliche Juckreiz komme, den man an den Gliedmassen und am Rumpf so lästig verspüre, und was man dagegen unternehmen könne. Herr Hr. Morandi meinte lächelnd: „Diese Krankheit nennt der Arzt „Dermatitis experimentalis“, was so viel heisst wie: „Man weiss es nicht und probiert einfach irgend etwas“

Der Journalist Erwin Jaeckle macht im Limmattaler Tagblatt vom 2. November 1991 auf eine interessante Neuerscheinung aufmerksam, aus der ich vereinfacht und gekürzt einige Gedanken zitiere:

Der Briefwechsel des Pontius Pilatus, annotiert und eingeleitet von Jörg von Uthmann, erschien Ende 1991 in Hamburg. Zweiunddreissig Briefe rund um den aus der Bibel bekannten römischen Statthalter wurden jahrhundertlang verheimlicht, weil sie in schroffem Gegensatz zum "gängigen Glauben" stehen. Sie sind allerdings nicht als Originale, sondern als Abschriften aus dem siebenten oder achten Jahrhundert erhalten geblieben.

Was Johannes, Salome und Jesus Christus betrifft wird nur am Rand und beiläufig behandelt. Es ergibt sich aus den Dokumenten die folgende uns interessierende Ansicht:

Christus war ein Tischler sohn von unehelicher Vaterschaft. Sein Vater sei ein römischer Bogenschütze gewesen, und Jesus habe mit der recht fragwürdigen Maria Magdalena zusammengelebt, wenn er nicht gar mit ihr verheiratet gewesen sei. Joseph habe, betrogenes Ehemann, der er war, als Fuhrer einer bekannten Möbelschreinerei in Nazareth seiner Frau den Fehltritt verziehen, und Jesus sei nach seiner Schreinerlehre - wie viele andere in jener Zeit - zum Wandersprediger geworden. Man habe ihn aber überwacht und zuletzt ausgewiesen. In einem Aufwieglerprozess habe ihn Pontius Pilatus begnadigt, weil er die Steuereheiterkeit des römischen Staates ausdrücklich anerkannte. ("Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist..."). Jesus habe sich schliesslich nach Damaskus zurückgezogen und dort ruhig ver-

halten. Gegen das Jahresende 34 sei er dort gestorben. Im Prozess vom April 33 entging der Wunderheiler und Erweckungsprediger der Kreuzigung, da Pontius Pilatus dem versöhnlichen und Liebe predigenden Jesus wohlwollend gesinnt war. Zwar hätten die Pharisäer auf das Versannungs urteil hin nach der Hinrichtung geschrien, sich aber dann mit dem Opfer von Judas und Simon, die einen aufrührerischen Eindruck gemacht hätten, zufriedengegeben. So wird denn die Auferstehung damit erklärt, dass der Bequadvigte überlebt habe. Pontius Pilatus bekennt in einem Brief an Pomponius Flaccus in Antiochia, Wunderboten, Gottesgesichte, die Kunde von einem Himmelsvater seien damals an der Tagesordnung gewesen, und dem Kaiser Tiberius auf Capri schreibt er, dass es wenig erstaunlich sei, wenn ein junger Schreiner des Namens Jesu mit ähnlichen Ausprüchen aufträte. An Pomponius berichtet er weiter, es werde auch von andern Predigern behauptet, sie seien nach drei Tagen vom Tode auferstanden und herrschten nun über das ganze Erdrund. Man müsse aber über solchen Aberglauben hinwegsehen. Übernatürliche Erscheinungen seien das tägliche Brot der Straße. Gefährlicher sei allerdings, dass sich die Juden allein im Besitz der Wahrheit wähnten. Ins Gewicht falle übrigens, dass der Wunderdoktor aus Galiläa des öfters recht habe, wenn er den Absolutismus der Juden angreife. Da viele (irr-

Aümlischerweise) glauben, Jesus sei hingerichtet worden und am dritten Tage von den Toten auferstanden, vermutet Tertullian, die Apostel hätten ein leeres Grab Jesu gezeigt, um die Auferstehungsgeschichte zu sichern. Diese Auferstehung ist erst 325 anlässlich des Konzils von Nicäa zum Kirchendogma erhoben worden. Die Anhänger von Wundern waren seit jeher sehr lautstark, und auch die Nachfolger Jesu machten da willig mit.

Seit seinem Mainzer Kommando, litt Pontius Pilatus unter Rheuma. Vor seinem Amtsantritt im nahen Osten soll er auch an den Viêt-Waldstättersee gekommen sein.

Die Briefsammlung um Pontius Pilatus, so wie sie vorliegt, kann die wegweisende Botschaft der Evangelien keineswegs tilgen. Nur wird man das christliche Bekenntnis um vieles kürzen müssen. Zurück bleibt das Gebot der demütigen Menschlichkeit und der Liebe. Das ist angesichts der Tatsache, dass die biblischen Wortzeugnisse alle vergleichbaren der Weltliteratur strahlend überragen, sehr viel!

An der Altersweihnacht 1991 (organisiert vom Frauenverein) in der Stadthalle Dietikon traten wieder einmal die 120 Wettinger Sternsinger auf. Dies erneuerte Spiel stammt von Silja Walker, Benediktinerschwester „Maria Hedwig“ im Kloster Fahr. - Nicht viel Neues erzählte der Stadtpräsident Dr. Mottet, und Pfarrer Thoma (kath.) erzählte eine Kindergeschichte.

Isolation und Einsamkeit im Alter

Text: Hans Freihofer, Dipl. Psych., Zürich

Betagte Menschen unserer Gesellschaft leben oft isoliert, haben wenig zwischenmenschliche Kontakte; sie fühlen sich einsam und leiden unter der Vereinsamung. Die Einsamkeit ist eine so schmerzliche Erfahrung, dass nur wenige davon sprechen.

Wenn man über das Problem der Einsamkeit schreibt, begegnet man vorerst einem terminologischen Hindernis. So werden verschiedene Begriffe wie Isolation, Alleinsein, Vereinsamung, erzwungene und freiwillige Einsamkeit, alle in den gleichen begrifflichen Topf der «Einsamkeit» geworfen. Während Isolation, Alleinsein oder Vereinsamung ein objektiv feststellbarer Zustand verminderter oder fehlender zwischenmenschlicher Kontakte beschreibt, sollte sich Einsamkeit auf das empfundene Gefühl eines Menschen beziehen, der sich allein gelassen fühlt und dies auch als belastend empfindet.

Einsamkeit – ein typisches Problem des Alters?

Nach dieser begrifflichen Klärung, stellt sich die Frage: Ist die Isolation und Einsamkeit ein für das Alter typisches Problem? Rund acht Prozent der erwachsenen Bewohner Deutschlands, als Beispiel, geben an, sich oft einsam zu fühlen aber auch schon zehn Prozent der Kinder im dritten bis sechsten Schuljahr leiden unter erheblicher Einsamkeit und sozialer Unzufriedenheit. Untersuchungen über die Isolation und Einsamkeit im Alter (65jährige und älter) zeigen, dass ein Viertel der Befragten oft allein und isoliert sind. Rund 10% der Menschen über 65

Jahre leiden häufig und bis zu 20% gelegentlich unter Einsamkeit. Da die Einsamkeit ein so schmerzliches Erlebnis ist, dass es oft wie ein Geheimnis vor anderen verschwiegen wird, muss angenommen werden, dass die Einsamkeit im Alter doch verbreiteter ist, als diese Untersuchungen angeben. Die Einsamkeit ist also ein wirkliches Problem im Alter. Die Isolation und Einsamkeit ist jedoch keine «typische Alterserscheinung», und mit dem leider noch verbreitenden Vorurteil, das Alter mit Einsamkeit gleichsetzt, muss aufgeräumt werden. Dies bedeutet aber keineswegs, dass die Betroffenen nicht vermehrter Anstrengung auf dem Gebiet der Vorsorge und Hilfeleistung oder einer Abklärung möglicher gesellschaftlicher Ursachen herausfordern.

Im Alter allerdings, wächst das Risiko isoliert zu leben oder zu vereinsamen als Folge von Veränderungen der Lebenssituation. Zum Beispiel: eine Verschlechterung des Gesundheitszustandes oder körperliche Behinderung beeinflussen das Verhalten und Erleben des betagten Menschen. Sein Bewegungsspielraum kann dermassen eingeschränkt werden, dass die Kontakte zwangsläufig reduziert werden müssen. Die familiären Beziehungen sind für viele im Alter von zentraler Bedeutung: so kann der Verlust des Ehepartners oder die oft beklagte mangelnde Inti-

mität zu den Kindern die Vereinsamung begünstigen. Die Beziehungen zu Freunden, Bekannten oder Nachbarn vermitteln ein Gefühl der Gemeinsamkeit und der Zugehörigkeit. Mit zunehmendem Alter jedoch beginnt sich der Kreis zu lichten, gleichzeitig fällt es dem älteren Menschen immer schwerer, neue Beziehungen zu knüpfen.

Das Risiko der Isolierung

Die Isolierung oder auch das Ausmass sozialer Kontakte kann zwar als Risikofaktor für das Entstehen von Gefühlen der Einsamkeit angesehen werden. Sie sind jedoch nicht deren Ursache. Je stärker allerdings die soziale Isolation durch äussere Umstände erzwungen wird, desto grösser ist die Wahrscheinlichkeit, dass Einsamkeitsgefühle entstehen. Die Einsamkeit ist eine Erlebnis Erfahrung: wie der Mensch sich selbst, seine soziale Umgebung und Lebenssituation erlebt und einschätzt. Ein ungünstiges Bild der eigenen Person, mangelnde Selbstachtung, soziale Angst, Langeweile, Schüchternheit, aber auch die negative Einstellung zu den Mitmenschen sind der Nährboden, auf dem die Gefühle der Einsamkeit wachsen; sie sind das schmerzliche Erleben des Getrennt- und Ausgeschlossenenseins von anderen Menschen, verweisen aber auch auf die Wichtigkeit des menschlichen Bedürfnisses nach Freundschaft und zwischenmenschlicher Intimität.

Eigentlich sind Einsamkeit und Unabhängigkeit die Kehrseite dersel-

ben Medaille. Das Erwachsenwerden kann unter dem Aspekt der Zunahme an Autonomie, als die Fähigkeit selbständig zu entscheiden und sein Leben zu gestalten, verstanden werden. Das Alter kann in dieser Hinsicht eine Wende bringen: Der Prozess der Autonomie wird rückläufig: Die Möglichkeit auf andere Menschen Einfluss zu nehmen, sind durch den Abschied vom Berufsleben und das Erwachsenwerden der Kinder erst recht vermindert. Mit zunehmendem Alter ist der Betagte immer mehr auf seine Mitmenschen angewiesen und muss andere für sich sorgen lassen. Der Wunsch auf niemanden angewiesen zu sein und die angebotenen Hilfeleistungen auszuschlagen kann als der verzweifelte Versuch verstanden werden, die Unabhängigkeit bewahren zu wollen. Der Preis, den der betagte Mensch dafür bezahlt, ist teuer: Isolation und Einsamkeit. Er vermeidet damit die Erfahrung der wechselseitigen Abhängigkeit, die

für die meisten Menschen, im positiven Sinne, ein Gefühl der Verbundenheit und Zusammengehörigkeit mit anderen bedeutet.

Das Geheimnis «Einsamkeit»

Wie bereits erwähnt, ist die Einsamkeit ein so schmerzliches Erlebnis, dass die meisten Menschen dieses Gefühl wie ein Geheimnis vor anderen verborgen halten, oft sogar vor sich selbst. Die Einsamkeit kommt dann häufig unter der Maske körperlicher Beschwerden zum Ausdruck, was leider nur allzuoft gar nicht erkannt wird. Sie gehen angeblich zum Arzt um ihre Beschwerden behandeln zu lassen, aber in Wirklichkeit weil sie einsam sind und sich über die Beschwerden vom Arzt die ersehnte Anteilnahme und Zuwendung erhoffen. Die Einsamkeit ist die Folge eines deutlichen Mangels an zwischenmenschlichen Beziehungen.

Das Problem der Isolation und Einsamkeit im Alter verlangt nach vermehrten unterstützenden Massnahmen zur Integration alter Menschen in ihre soziale Umwelt. Die Familienbeziehungen sind heute trotz Veränderungen der Familienstruktur, der Wohnformen und wachsender Mobilität, für die Mehrheit der Älteren von zentraler Bedeutung. Die Frage ist jedoch, ob in der Zukunft die hohen Erwartungen in die Einbeziehung der Familie in unserer Gesellschaft noch eingelöst werden kann, und ob es nicht immer dringlicher wird, andere soziale Gefühle zu entwickeln, die unabhängig von der Familie die soziale Integration der alten Menschen gewährleisten können. Die Förderung von Gruppen, Haus-, Wohn- und Nachbarschaftsgemeinschaften, der Zusammenschluss alter Menschen in informelle Gruppen, sind Möglichkeiten dazu.

□

Als kleine Kinder spielten meine Schwester Martha und ich unter der liebevollen Aufsicht und Anleitung unserer Mutter mit der Arche Noah, einem sorgfältig gehüteten Sonntags-Spielzeug aus dem Erzgebirge. Noahs kunstvoll bemaltes Haus auf einem etwa vierzig Zentimeter langen Schiff mit kleinen Rädern im Boden - damit es auch fahren kann - hat ein aufklappbares Dach, und im Innern des Hauses befinden sich noch heute viele aus Holz geschnitzte Tierchen. Einige davon sind allerdings durch den Spielbetrieb dreier Generationen etwas hergenommen, so haben z. B. einige der Hühner ihre aufgeklebten Federn verloren, und einige der Vierbeiner müssen sich mit nur noch drei Extremitäten behelfen. Doch im grossen und ganzen ist die Tierwelt immer noch recht gut erhalten. Auch hübsche Bäumchen sind da aus Holzstäbchen mit daraufgesteckten grün gefärbten Schwämmchen und zierliche Staketenzäune zur Abgrenzung von Weideplätzen für Hühner, Gänse, Schafe und Rinder, die man vor Füchsen und Wölfen schützen muss.

Man erkennt heute, dass diese Arche mit Inhalt ein immer wertvoller werdendes Kunstwerk ist, das aus dem Erzgebirge, aus dem Gebiet südlich von Chemnitz (= Karl-Marx-Stadt!) und Zwickau, nordöstlich von Bayreuth stammt. Unsere Mutter, Mina Kleinknecht (1883 bis 1948), erzählte uns Kindern gelegentlich vom Erzgebirge, wo sie als junges Mädchen eine Zeitlang arbeitete, offenbar als Haushaltshilfe bei einer Chemnitzer Herrschaft. Das Erzgebirge ist ein bewaldeter Gebirgszug, 150 Kilometer lang und 40 Kilometer breit mit sanfter Nordabdachung auf sächsischer Seite und steilem Südfall gegen Böhmen. Die höchste Erhebung ist der Keilberg (1243 m) auf tschechoslowakischem Boden.

Das Gebiet wurde dank seines früheren Erzreichtums (Silber, Blei, Zinn, Nickel, Kobalt, Kupfer und Eisen) stark besiedelt und industrialisiert (Stickereien, Holz- und Metallwaren, Fremdenverkehr).

Unsere Mutter jedoch erzählte uns, wahrscheinlich angeregt von einem ergreifenden Buch, vor allem von einer armen, kinderreichen Familie, die kaum genug zu essen hatte und ihren Unterhalt mit der tatkräftigen Mitarbeit schon des kleinsten Kindes verdienen musste. In fleissiger Heimarbeit wurden aus Holz zierliche Spielsachen hergestellt. Zu essen gab es jeden Tag nur trockenes, hartes Brot und Kartoffeln. Einzig am Sonntag wurde der über dem Stubentisch aufgehängte geräucherter Hering auf die Tischplatte heruntergelassen. Er durfte aber nicht gegessen werden. Mit seinem Brot oder mit seiner Kartoffel durfte jedes Familienglied einmal über den herrlich duftenden Hering streichen und so den faden Geschmack seines Essens verbessern! Bis zur nächsten Festmahlzeit wurde dann der Hering wieder in die Höhe gezogen.

Selbst die aller kleinsten drei- und vierjährigen Kinder mussten sich nützlich machen und bei der Herstellung der zierlichen Spielsachen mithelfen. Sie konnten und mussten den Erwachsenen mit vielerlei Handreichungen helfen, Einzelteile zusammenstecken und bemalen.

Eine junge Tante der armen Kinder starb kurze Zeit nach der Geburt ihres ersten Kindes, und die hilflose Waise musste auch noch

in die kinderreiche Familie aufgenommen werden. Doch, ach, es fehlte an Milch und niemand beherrschte den richtigen Umgang mit dem neu-mödischen Sterilisierapparat, den die verstorbene Mutter hinterlassen hatte. Eines Abends starb das Kindlein, und der Familien vater setzte sich nachdenklich und traurig weinend an die Wiege. Als er durch seine Tränen das reizende Engelsgesichtchen betrachtete, erschien es ihm so schön und verklärt, dass er einen Holzklotz ergreifen und die zarten Gesichtszüge nachschneiden musste. So entstand das Muster für das seinerzeit allen deutschen Kindern bekannte Puppengesicht! Oder hat vielleicht der trauernde Mann das Engelsgesichtchen in der langen Nacht aus Ton modelliert und erst später in Holz geschnitten?

Weshalb schreibe ich all dies? Am Samstag, 4. Januar 1992, telefonierte mit Schwester Martha Altorfer-Klenk und erzählte ganz begeistert von einer Ausstellung "Holzspielzeug aus dem Erzgebirge", die sie mit Werner im Gewerbemuseum Winterthur besichtigt habe. Sie erzählte anschaulich, was sie dort alles bewundert hatte und ermunterte mich, diese Ausstellung wenn irgend möglich auch anzusehen und angesichts der Exponate Kindheitserinnerungen aufzufrischen.

Ich beschloss, zu allererst einmal abzuklären, ob diese einmalige Ausstellung auch sonntags geöffnet ist und dann Brigitte, Ueli, Daniela und Barbara (meine "Meilenet") zu ermuntern, mit mir gemeinsam diese Ausstellung zu besuchen,

Zwei Ausstellungen

"Holzspielzeug aus dem Erzgebirge"

in Winterthur

Gewerbemuseum Winterthur, Kirchplatz 14, Tel. 052-267'51'36
verlängert bis 2. Februar 1992
Dienstag bis Sonntag 10-17 Uhr, Donnerstag auch 19.30-21.30 Uhr
25. Dezember und 1. Januar geschlossen, Eintritt frei

Sammlung Christoph Grauwiler

In der ganzen Welt gibt es nur einen Ort, das ehemalige Bergbaudorf Seiffen, wo seit dem 17. Jahrhundert Reifendreher und Bäumleinstecher ihren einmaligen Beruf ausüben. Sie haben mit ihren Holzspielzeugminiaturen, Nusssknackern, Weihnachtspyramiden und Räuchermännchen das Erzgebirge zum Begriff gemacht. Die Ausstellung erzählt anhand von Spielsachen die Geschichte dieser Menschen. Schwerpunkt der Sammlung: Bergbau, Spielzeug und Archen von 1860-1991, Videofilm über die Herstellung der erzgebirgischen Holzminiaturen (Neu bearbeitete Broschüre à Fr. 10.-).

Marktstand mit verkäuflichem Erzgebirge-Holzspielzeug

Museum Lindengut, Römerstr. 8, Tel. 052-213'47'77
23. November 1991 - anfangs Februar 1992
Dienstag bis Donnerstag und Samstag 14-17 Uhr
Sonntag 10-12 und 14-17 Uhr

Aus einer Winterthurer und einer Luzerner Privatsammlung.
Dazu wirtschaftliche und soziale Aspekte des Erzgebirges.
Schwerpunkt der Sammlung: Weihnachts- und Marktszenen, Märchenfiguren, Aspekte des Bergbaus und der Heimarbeit im Erzgebirge.

Veranstaltung:
Sonntag, 5. Januar 1992, 11-11.30 Uhr
Führung: Spielsachen und Handwerk im Erzgebirge
Max Siegrist


Verkauf von Erzgebirge-Holzspielzeug

und zwar gleich am nächsten Tag, am Sonntag, 5. Januar 1992, am letzten Tag der Winterferien.

Als ich die Telefonnummer des Gewerbe museums und anschliessend die des Winterthurer Verkehrsvereins einstellte, bekam ich beidemal die Auskunft, die Nummern hätten geändert, ich solle doch im neuen Telefonbuch, Band 16, nachschlagen. Wahrscheinlich hat nun ganz Winterthur siebenstellige Telefonnummern! Um die gewünschten Öffnungszeiten erfragen zu können, musste ich zur neuen Post im Oberdorf marschieren. Doch in der Kabine dort fand ich nur das gleiche alte Telefonbuch, das ich zu Hause auch besitze! Ich fragte am Postschalter nach der neuen Ausgabe, und - oh Wunder - nach langem Suchen im Schrank wurde sie auch gefunden! Ich erfuhr nun, dass die Ausstellung im Gewerbe museum, Kirchplatz 14 (bei der Stadtkirche), in Winterthur, verlängert wurde bis zum 2. Februar 1992, und dass sie vom Dienstag bis zum Sonntag von 10 bis 17 Uhr, am Donnerstag auch von 19 Uhr 30 bis 21 Uhr 30, geöffnet ist. Ich fand im SBB-Fahrplan einen direkten Zug von Meilen nach Winterthur, in den ich bei Zürich-Flardbrücke zusteigen könnte. Doch, als ich meine Meilener auf den Sonntagnachmittag nach Winterthur einladen wollte, bekam ich lange Zeit keine Telefonverbindung. Weil für die Jahreszeit auffallend sonniges Wetter herrschte, war die ganze Familie ausgeflogen, um in der Gegend von Goldingen zu wandern. Doch schliesslich, am späteren Abend, klappte dann unsere Verabredung.

In Winterthur erreichten wir die Stadtkirche und gleich daneben (oder dahinter) das Gewerbemuseum etwa um 14 Uhr 45. Schon in der Eingangshalle sind wahre Kunstwerke aus der Spielzeugfabrikation des Erzgebirgs zu sehen. Von einigen Gegenständen wird gezeigt, wie sie Schritt um Schritt hergestellt werden. Die Hauptausstellung, die Sammlung Christoph Grauwiler, die sich im obersten Stockwerk befindet, wird auf einem aufliegenden grünen Blatt so beschrieben: „In der ganzen Welt gibt es nur einen Ort, das ehemalige Bauerndorf Seiffen, wo seit dem 17. Jahrhundert Reifendreher und Bäumleinstecker ihren einmaligen Beruf ausüben. Sie haben mit ihren Holzspielzeugminiaturen, Musknackern, Weihnachtspyramiden und Räuchermännchen das Erzgebirge zum Begriff gemacht. Die Ausstellung erzählt anhand von Spielsachen die Geschichte dieser Menschen. Schwerpunkt der Sammlung: Bergbau, Spielzeug und Atchen von 1860 bis 1991.“ Ein Videofilm vermittelt einen guten Einblick in die Herstellung der erzgebirgischen Holzspielsachen.

Mit kleinen und kleinsten Holzminiaturen wird das vielseitige Leben und Brauchtum der Leute im Erzgebirge und anderswo dargestellt. Da gibt es einen ganzen Festumzug, die Freiburger Berg- und Hüttenparade, Hochzeitsgesellschaften, aufgestellt vor dem Photographen, Konzerte mit Musikanten aller Art und mit Publikum, die Feuerwehr, komplett ausgerüstet und in voller Aktion, Burgen mit Soldaten. Alles ist immer diskret lustig und leicht ironisch, so dass

der Betrachter stets etwas zu schmunzeln hat! Wenn man die „Soldatenschere“  am Ende zusammendrückt, dann marschieren die darauf befestigten Soldaten brav nach vorn! „Storch, Storch, bester - bring mir eine Schwester! Storch, Storch, guter - bring mir einen Bruder!“ So singen die Kinder, und man sieht den Storch daherkommen mit ganzen Ladungen von Wickelkindern! Fahrzeug aller Art, Lokomotiven, Pferdekutschen und Fuhrten, Kipprollwagen mit Beladung und ausgekippt... alles ist da! Wahre Wunderwerke sind die aus einem Holzstab geschnitzten Tannen (ähnlich foruschöne Holzspangebilde wie die, welche in Skandinavien hergestellt werden).

Ein Kapitel für sich sind die Muscknacker verschiedener Grösse. Es sind Holz-Bergleute und farbenprächtige Holz-Soldaten, denen man die Mess in den Mund steckt und diesen dann mit einem Hebel am Rücken der Figur gewaltsam schliesst. Der älteste der ausgestellten Muscknacker ist beinahe 250 Jahre alt. Er wurde 1750 hergestellt.

Ein weiteres Hauptkapitel sind die vielen Weihnachtspyramiden aller Art und Grösse. Durch die aufsteigende Warmluft einiger brennender Kerzen werden ganze Welten von Engeln, Musikanten und Heiligen in kreisende Karussellbewegung gesetzt. Jedes Detail ist liebevoll geschnitzt und alles ist farbenfroh bemalt.

Weniger bekannt sind bei uns die äusserst originellen Räucher Männlein. Im Innern der Figur, die aus rund 150 Einzelteilen zusammengesetzt ist, wird eine Art kleiner „Vulkan“ in Brand gesetzt. Dieser produziert einen wohlriechenden Rauch, der durch den Mund oder durch die

Tabakpfeife des Männleins entweicht!

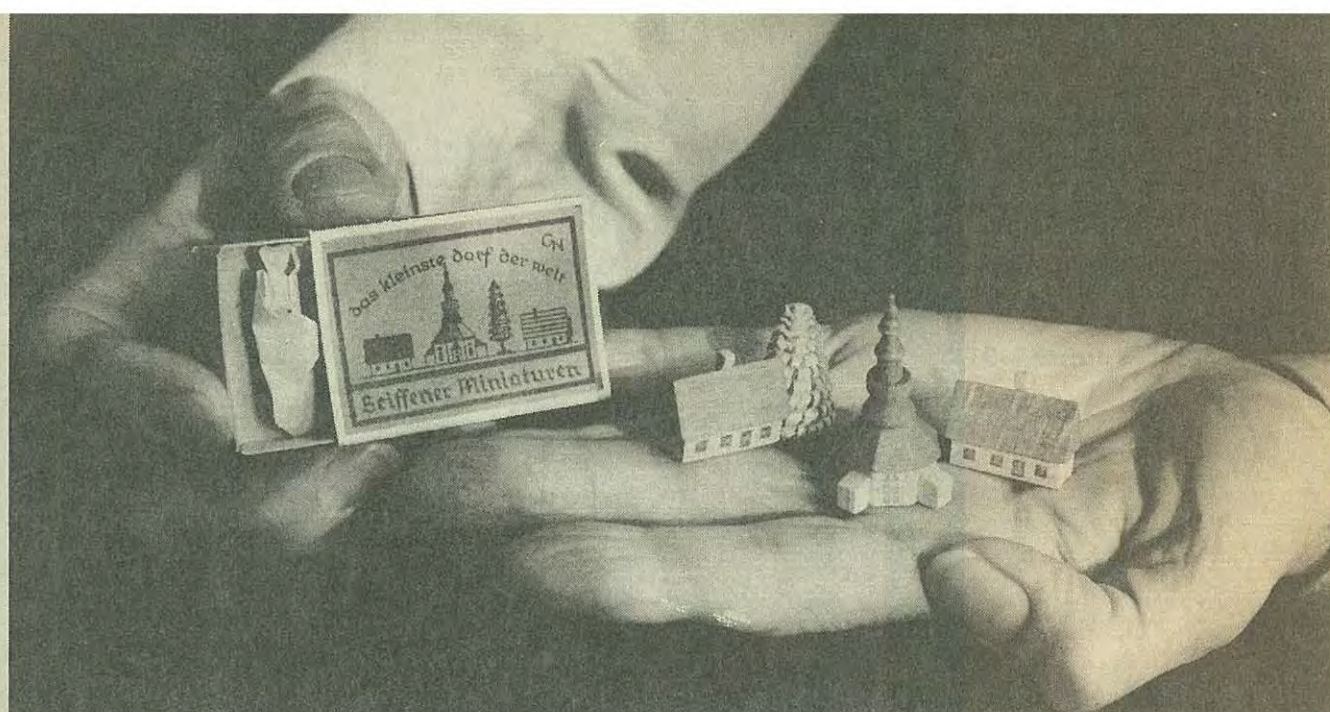
Es wäre noch vieles - Kampelmänner, Märchenfiguren, Aspekte des Bergbaus und der Heimarbeit, etc... - zu erwähnen, doch ich will mich hiermit auf das Wesentlichste beschränken.

In der ersten Volkstanzprobe des neuen Jahres (92) erfolgte man die folgenden Vereinigungen:

- Helen und Werner Merki-Rehmann haben zu ihrer Tochter Elvira nun noch einen Sohn bekommen
- Regine und Richard Kraus-Uetsch bekamen sechs Wochen zu früh, am 31. 12. 1991, ihren Sohn Jonas.
- Basteln der Balldekoration am 10. 1. 92 bei Sattlers, Zürich
- Ball-Machtessen um 18 Uhr 30 im Kongresshaus.
- Fondue-Essen wie gewohnt am Montag nach dem Ball auf dem Llibenberg, 20. 1. 92.
- GV am 27. 1. 92 in Schwamendingen-Zürich.

In der ersten Orchesterprobe des neuen Jahres (92) spielten wir zum „Plausch“ lustige Walzer von Lanner und Strauss, und da im Neujahrskonzert auch die Pizzikata-Polka von Strauss durch die Wiener Philharmoniker am Fernsehen aufgeführt worden war, spielten wir auch noch dieses lustige Stück von Strauss einmal durch, allerdings lange nicht so perfekt wie die Wiener!

Dann wurden Teile aus Händels Messias drangenommen (für unser Passionskonzert).



Links: Die Winterthurer Sammlerin Erika Jacobsen stammt selber aus Chemnitz. Rechts: Schon vor den Matchbox-Spielzeugautos gab es Holzspielzeug in der Zündholzschachtel.

Das kleinste Dorf der Welt in der Zündholzschachtel

Erka Jacobsen zeigt in Winterthur ihre Sammlung von Holzspielzeugen aus dem Erzgebirge

Das Museum Lindengut in Winterthur zeigt gegenwärtig eine Sammlung von Spielzeug aus dem Erzgebirge. Erika Jacobsen hat die gedrechselten und geschnitzten Räucherhäuschen, Blumenkinder, Nussknacker, Bergleute und Engel aus den weltbekannten sächsischen Werkstätten Stück für Stück zusammengetragen. Die Sammlung dokumentiert das traditionsreiche Kunsthandwerk nahezu lückenlos.

■ VON PETER WALTHER (TEXT)
UND THOMAS BURLA (BILDER)

Es gibt deutsche Landschaften, denen man als Kind im Märchen begegnet ist. Ihre Namen bleiben lebenslang unwirter vom Schauer des Geheimnisvollen. Ich denke an den Spessart, den Harz, den Hotzenwald, das Erzgebirge oder das ihm benachbarte Riesengebirge, wo Rübezahls zu Hause ist. An Rübezahl, den böse Menschen fürchten müssen, wird man erinnert, wenn man den grimmigen Nussknackern in den Vitrinen des Lindenguts begegnet. Es gibt Riesen unter ihnen, die die Nüsse ganz verschlucken könnten, und es gibt einige Winzlinge, sogar zu Pferd, denen es bei allem Grimm nie gelingen wird, ein Nüsslein zu knacken.

Erika Jacobsen besitzt wohl ein gutes Dutzend davon. Sie hat sie, wie die übrigen Stücke ihrer Sammlung, teils ererbt, teils im Laufe vieler Jahre zusammengetragen. Sie ist in Winterthur aufgewachsen, stammt aber selber aus Chemnitz und hat auch längere Zeit dort gelebt. Chemnitz liegt am nördlichen Rand des Erzgebirges, des waldreichen Hügellandes, das im Süden steil gegen Böhmen abfällt. Diese abgeschiedene Gegend, die man früher nicht aufsuchte, weil die Reise dorthin zu beschwerlich war, und der man später fernbleiben musste, weil die DDR-Politiker es so wollten, diese Gegend ist die Heimat weltbekannter

werk entwickelt, das mit den Techniken des Teller- und Spindeldrehens nicht nur vielerlei Gebrauchsgüter, sondern auch Spielzeug herstellte. Die Techniken sind bis heute die gleichen geblieben; auch die Sujets von damals gibt es noch heute, um einige wenige erweitert.

Zu den klassischen Stücken gehören Bergmann und Engel, Märchenfiguren, geschnitzte Bäume, Waldtiere, die Arche Noah mit bis zu 192 Tierpaaren, Miniaturen von funktionstüchtigen Fuhrwerken, Brautkutschen, Pferdebahnen, Feuerwehrwagen und Eisenbahnen – alles aus Holz, das meiste mit leuchtenden Farben bemalt. Einige besonders hübsche Blumenkinder hat Erika Jacobsen von ihrem Onkel geerbt. Aber zwischen alt und neu ist kaum ein Unterschied auszumachen. Die Tradition ist im Erzgebirge nie abgebrochen. Selbst die Engelchen sind in den Jahren des realen Sozialismus hergestellt worden; in einem sprachschöpferischen Übersoll erfand man für sie die Bezeichnung «lichtertragende Jahresendzeitfiguren mit Flügeln».

T.A.
30. 1.
1992



Nussknacker in Funktion.

Die Miniaturen haben ihre besondere Geschichte. Zu Beginn unseres Jahrhunderts, als die Erzgebirgler den Weltmarkt mit ihren Produkten überschwemmen, führten einige Länder zum Schutz der eigenen Spielzeugindustrie den Gewichts Zoll ein. Im Erzgebirge reagierte man prompt: Eine besondere Gattung von Miniaturspielzeug wurde geschaffen. Noch heute verdienen die Krämerläden, die Puppenstübchen mit winzigen Kaffeemühlen und Holztellerchen in ihrer bunten Vielfalt höchste Bewunderung.

Noch kleiner wurden die Artikel, als Heinrich Emil Lange im Jahr 1905 auf die Idee kam, die Winzigkeiten in Zündholzschachteln unterzubringen. Allen Befürchtungen des Handels zum Trotz wurden diese Schachtelwelten ungeheuer beliebt. Von den heute fast 100 verschiedenen Formen finden sich in der Sammlung von Erika Jacobsen einige besonders hübsche, so die Drechslerwerkstatt oder der zusammensetzbare Barrenturner.

Ausstellung verlängert

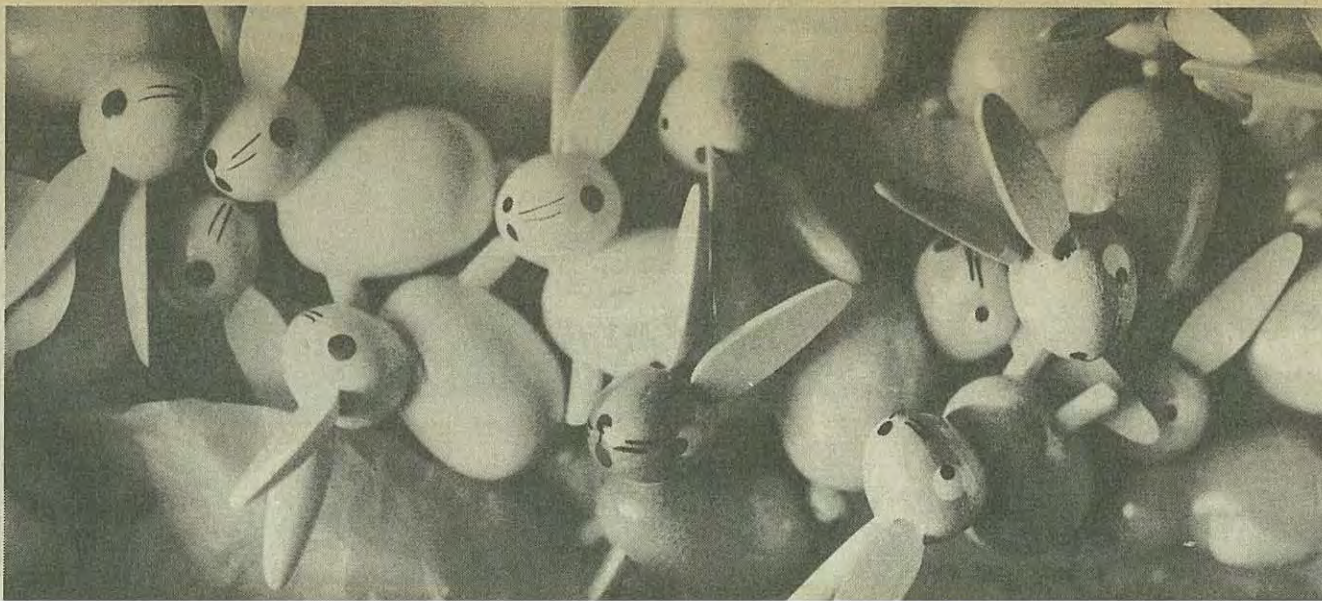
Die Ausstellung im Museum Lindengut in Winterthur zeigt neben der Sammlung von Erika Jacobsen einige wertvolle Stücke aus einer Luzerner Privatsammlung. Besonderes Interesse verdient ein von Max Siegrist gestalteter Teil, der nicht nur Einblick in die Herstellung des Spielzeugs, sondern auch in Geschichte und Entwicklung des Erzgebirges gewährt.

Die Ausstellung ist bis zum 17. April verlängert. Sie ist geöffnet von Dienstag bis Donnerstag und am Samstag, 14–17 Uhr, am Sonntag von 10–12 und 14–17 Uhr. (pw.)

Obschon in der Zeit der DDR die gesamte Produktion für den Export bestimmt war, gab es die Spielsachen aus dem Erzgebirge bei uns kaum zu kaufen. Durch Zufall stiess Erica Jacobsen einmal auf zwei Nussknacker, die sich ausgerechnet in ein Hotelgeschäft auf dem Bürgerstock verirrt hatten; ein Räucherhäuschen stand einmal plötzlich in einer Drogerie.

Heute kann man nicht nur bei den Herstellern im Erzgebirge selbst, sondern da und dort auch bei uns Einzelstücke kaufen, besonders Räucherhäuschen und «Pyramiden» genannte Karussells, die sich mit der Thermik brennender Weihnachtskerzen drehen.

Erika Jacobsen sammelt weiter. «Ein Gebiet, das lebt, hat man nie vollständig», meint sie. Die «Kursächsische Jagd» beispielsweise fehlt ihr noch. «Aber wo sollte ich das auch noch aufstellen?» So gut wie in den Schaukästen des Lindengut-Museums kommen die Sammelstücke sonst nicht zur Geltung. Um Spielsachen im eigentlichen Sinn handelt es sich bei den meisten Stücken ohnehin nicht. Es ist eine Wunderwelt zum Bestaunen. Man holt sie nur zu be-





Weihnachten begann dieses Jahr, einigermassen skurril, im Hochsommer. Es war ein gnadenlos heisser Abend, der stellvertretende annabelle-Chefredaktor hatte zum Nachtessen auch seine deutschen Nachbarn eingeladen, und wie es so geht, die Rede kam auf das Erzgebirge, das gern die Wiege der Weihnacht genannt wird. Die Brandts, seit den fünfziger Jahren in der Schweiz zu Hause, kennen jene Gegend aus ihren lange zurückliegenden Kindertagen. Eine nostalgische Geschichte gab die nächste. Und gegen Mitternacht demonstrierte uns Wolfgang Brandt tatsächlich eine mehrstöckige erzgebirgische Lichterpyramide! Dass sie im August hervorgeholt wird, ist natürlich eine Ausnahme. Doch ein Dezember ohne sie wäre für die vielköpfige Familie samt Urkelkind schlicht unvorstellbar.

Und nun flackerten also, zeitlich völlig daneben, die Kerzen. Die Engelchen und die schwarzgewandeten Kurrende-Sänger und die wackeren Bergleute, schmuck gedrechselt, drehten sich unter dem Flügelrad sachte im Kreis, und die fünfjährige Katja tanzte vor Freude. Sogar ein Räuchermännchen wurde angezündet. Fehlte eigentlich nur noch, dass es draussen anfang zu schneiden... Als dann Ida Johanna Camilla Brandt, das einstige Schlossfräulein von Randow, in einem fast unverständlichen Dialekt, auch noch Lieder aus dem Erzgebirge rezitierte, da stand für den Fotografen und mich in dieser Runde fest: da wollen wir demnächst einmal hin.

Und wie so oft, wenn man sich für ein Thema interessiert: Plötzlich redeten alle vom Erzgebirge. In Winterthur, so erfuhr ich zum Beispiel, finden derzeit gleich zwei Weihnachtsausstellungen mit erzgebirgischen Spiel- und Weihnachtssachen statt (im Gewerbemuseum und im Lindengut). Die Liebhaber von sogenannter Seiffener Ware sind keineswegs alle Deutsche, auch Schweizer hängen ihr Herz an gedrechselte Klapperpuppen, Reifentiere, Räuchermännchen. Lichterengel... Und das trendige Warenhaus Globus setzt ebenfalls auf Spielzeugmacher aus dem Erzgebirge.

Das Erzgebirge liegt in Sachsen, in jenem neuen Bundesland also, «wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen». Die heute noch walddreiche Gegend hatte ihre goldenen, freilich auch damals extrem harten Zeiten, als der Bergbau blühte, Zinn und Silber geschürft wurden. Und mit dem Bergbau war von alters her die Holzschnitzerei und das Drechseln verbunden, wie auch eine grosse Weihnachtsinnigkeit. Es leuchtet ein, dass das Schuften unter Tage eine grosse Sehnsucht nach Helligkeit wachsen liess. Und das Weihnachtsfest wurde zur Lichtapotheose. Davon erzählt ein Schnitzer-Lied: «Tief im Wald sind wir geboren/Unter einem Tannenbaum/Niemals geht in uns verloren/Erzgebirgscher Weihnachtstraum/Löscht bei andern mit



Hans Lichtenberger in Olbernhau ist vom Drechseln aufs Schnitzen umgestiegen. Die Krippenfiguren hat ein westdeutscher Besucher bestellt



Beschnitteln der Seiffener Reifentiere, hier in der Schauschnitzerei



Sorgsam wird für die bekannten Spannbäumchen Locke um Locke von der Spindel gestochen

den Kerzen/Auch die Weihnachtsfreude aus/Trägt der Schnitzer sie im Herzen/Hell ins dunkle Jahr hinaus.»

In Marienberg zum Beispiel. Da setzte das grosse «Bergkeschrey», eine Art Goldrausch, ein, als 1519 eine ergiebige Silberader entdeckt wurde. Um das Chaos in den Griff zu bekommen, das der ungestüme Zulauf an Bergleuten bewirkte, liess Herzog Heinrich der Fromme von Sachsen 1521 die früheste Renaissance-Stadt nördlich der Alpen anlegen, die heute noch beeindruckt mit ihrem quadratischen Grundriss, dem mit Linden bestandenen Marktplatz, dem stattlichen Rathaus und der wuchtigen Hallenkirche (die, wie manches andere auch, freilich dringend saniert werden müsste). Ein Erlebnis ist der Besuch des Heimatmuseums im Zschopauer Tor, das nicht nur dem rebellischen Wildschützen Karl Stülpner (1762-1841) huldigt, der ein Volksheld gewesen sein muss, sondern vor allem Marienberger Schnitzarbeiten ausstellt, durchaus heutige. Auch wenn der Lokalmatador Kurt Meier seit zwölf Jahren tot ist, was er in abertausend Stunden gebastelt hat, haut einen um: Auf seinem übermannshohen Marienberger Märchenberg wuseln unzählige geschnitzte Figürchen, von einer ausgetüftelten Mechanik bewegt. Dass Meier «in langjähriger und verdienstvoller Tätigkeit die Fähigkeit zur Leitung eines Volkskunstkollektivs nachgewiesen hat und durch diese Attestation als Leiter von Schnitzzirkeln staatlich anerkannt wird», bescheinigte ihm 1973 die alte DDR; das Dokument, gerahmt hinter Glas, ist nur noch ein Kuriosum. Aber direkt neben dem Museum steht das Schnitzerheim. Da treffen sich auch 1991 einmal wöchentlich die Schnitzer, schnitzen ihre Wismutkumpel, Spinnerinnen, Bären und was





des Kunsthandwerkers – und seiner Kunden – Herz sonst noch begehrt. Die hölzernen, sozialistischen Arbeitshelden allerdings werden wohl allmählich aussterben unter

den neuen Verhältnissen. Im Advent herrscht im Schnitzerheim täglich Hochbetrieb.

In der Nachbarstadt Olbernhau machten wir die Bekanntschaft von Paul Roder, dem ehemaligen Leiter des Museums «Haus der Heimat». Den Tip gegeben hat der alte Buchhändler, der uns zwar Stephen King oder ein Biogärtnerbuch oder Oetker-Backtips hätte verkaufen können, aber zu seinem eigenen lebhaften Bedauern keine Literatur über das weihnachtliche Kunsthandwerk im Erzgebirge, «weil das vorher nicht gefragt war, jetzt aber bestimmt kommen wird». Roder, 89, im Lauf seiner deutschen Lehrerausbildung achtmal gefeuert, weil er immer auf der offiziell falschen Seite stand, hat in seiner engen Wohnung, totalmöbliert im Stil der fünfziger Jahre, alles an erzgebirgischem gesammelt, was ihm in die Hände kam: die alten Versandkataloge etwa, mit denen der clevere Verleger Gottfried Hempel alles anbot, was an Hölzernem zu verschenken wäre: Buchstützen, Blumenkrippen, das Olbernhauer Reiterlein (1935 als Winterhilfsabzeichen eingesetzt, heute erzgebirgisches Markenzeichen), und dann eben die Weihnachtsachen: Lichterengel, Lichterbergmänner, Striezelkinder, Pyramiden, Spannbäumen, Räuchermännchen...

Zum Thema Weihnachten steht da, gedruckt in altmodischer Frakturschrift: «Die letzten goldenen Herbsttage sind verweht. Der Sonne Glutstrom ist längst versiegt. Kalte, graue Nebel fallen, und die Dämmerung kriecht schon am späten Nachmittag aus Winkeln und Gassen und nimmt alles in ihre stillen, behutsamen Arme. Das ist die Zeit, wo der Mensch Zuflucht in seinem Heim sucht, wo er sich zu Hause geborgen fühlt. Es ist die Zeit, da die traulichen Abende kommen, die der Familie gehören, da sich der wundervolle Zauber des Weihnachtsfestes ausbreitet und uns in frohe, erwartungsvolle Stimmung versetzt. Es ist die Zeit festlicher Vorfreude auf unser schönstes deutsches Volks- und Familienfest, auf unser Weihnachten! Wohl nirgends in der Welt hat das Weihnachtsfest eine so tiefe und sinnvolle Bedeutung erhalten wie in unserem Vaterlande. Wohl nirgends löst es ein so inniges Erleben aus wie bei uns und in uns...» Soweit also, gekürzt, Gottfried Hempel. Das tönt verdächtig sozialkitschig. Und natürlich erleben längst nicht alle Menschen Weihnachten auf diese Weise. Aber die alten Bräuche haben sich gehalten, selbst in den vergangenen vierzig DDR-Jahren! Das populäre Heiligohmd-Lied der Amalie von Elterlein listet sie in vielen Strophen auf: Bleigießen, Weihrauchkerzen, gemeinsames Singen... Der Lichterengel und der Bergmann gehören sozusagen zur Fami-



Unwegsam und dunkel ist das Erzgebirge nicht mehr wie in den alten Zeiten, als es der Miriquidi (Dunkelwald) völlig bedeckte



Im Zschopauer Tor befindet sich das Heimatmuseum. Gezeitigt wird vor allem Geschnitztes



Historisches Pochwerk in Seiffen, erst zur Zinnengewinnung, später dann Drehwerk

lie, samt dem martialischen, erzgebirgischen Nussknacker (der heute in der Schauschnitzerei Seiffen reissend Absatz findet, vor allem Amerikaner seien vernarrt in ihn).

Drechslermeister Hans Lichtenberger, 40, sieht das alles zwar viel nüchterner. Aber ohne Weihnachten geht es auch bei ihm nicht. In seinem lindgrünen Trabi liegt ein Zettel, auf dem eine Bestellung notiert ist: «Wir möchten noch einen Ochs und einen Esel». Und in Lichtenbergers Werkstatt, in die wir ohne Voranmeldung hereinschneien, stehen 40 Zentimeter hohe Krippenfiguren für einen Geschäftsmann aus Mannheim bereit. Und einen meterhohen Bergmann hat er in Arbeit. Beliebt ist Lichtenbergers Gruppe fahrender Musikanten: Waggieher hiessen diese historisch verbürgten Bergkapellen in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Dazu gehörten insbesondere die erzgebirgischen Harfenmädchen; die 1873 gegründete Damenkapelle der Frau Amon in Wien soll zum grössten Teil aus erzgebirgischen Musikantinnen bestanden haben, und besonders begabte schafften es sogar an die Mailänder Scala.

In Olbernhau wird an Weihnachten nicht nur bei den Roders in der Albertstrasse, ehemals Karl-Marx-Strasse, das traditionelle erzgebirgische Neunerlei gegessen, Gänsebraten, Bratwurst, Sauerkraut, Linsen, Klösse aus rohen Kartoffeln, Kompott, Semmelmilch, Nüsse und Mandeln («doss dr Lebenswogn gut geölt durchs neie Jahr fährt»). Auch die Mettensänger sind heute noch unterwegs, singen und werden beschenkt.

Während der Adventszeit stehen im Erzgebirge Lichter-Schwibbögen in allen Fenstern, und auf den Marktplätzen werden meterhohe Pyramiden aufgebaut. Auch vor





der Wende stand sogar vor dem damaligen staatlichen Volkskunst-Kombinat in Seiffen eine; das Unternehmen ist jetzt reprivatisiert und heisst Nussknackerhaus. Aber auch der neue westdeutsche Sponsor, Christian Ulbricht, wird mit der Lichterpyramiden-Tradition nicht brechen, sei es aus purer Weihnachtsfreude oder aus kommerziellen Überlegungen.

Womit wir endlich in Seiffen gelandet wären, dem – hölzernen – Herzen des Erzgebirges. Der Name des weltberühmten 3900-Seelen-Spielzeugdorfes kommt vom Zinn-Seifen, dem Auswaschen von Zinnerz. Urkundlich erstmals erwähnt ist Seiffen schon 1324. Heute gehört zu seinen Hauptattraktionen neben den Live-Handwerkern das grosse Spielzeugmuseum.

Dass die Seiffener wie zum Beispiel die Marienberger Bergleute nach ihrem schweren Untertagewerk sozusagen zum Vergnügen zum Schnitzmesser griffen, wird an Ort offiziell (noch?) vehement bestritten. Ob sie mit ihrer Feierabendbeschäftigung ein Handwerk begründeten, durch das Seiffen dann weltberühmt wurde – ähnlich wie die Briener, wo auch aus der Liebhaberei eines Hirten die Hauptbeschäftigung einer ganzen Region wurde –, oder ob sie aus purer Not mit dem Drechseln von Gebrauchsgegenständen anfangen, fest steht, dass in dieser Gegend im 17. Jahrhundert die Holzdrechsler Spielzeug für ihre Kinder anfertigten und dass ab Mitte des 18. Jahrhunderts der Spielzeughandel dominierte: «Man fertigt jetzt, ausser zahllosen Arten von Figuren, Kästchen und Büchchen, kleinen und grossen Gruppen klingendem, quickendem, bellendem und knarrendem Spielzeug, besonders die jetzt so beliebten kleinen Häuser, Paläste, Kirchen, Bäume, Zelter, Mauern, Bauhölzer etc., aus welchen Kinder nach Gefallen ganze Städte, Festungen, Klöster, Gärten, Ställe, Schuppen etc. zusammensetzen können... Nächste künstlicher Spielware fertigt man aber auch nutzbares Geräte, wie Punschlöffel, Zitronenpressen, Nussknacker, Nähkästchen, Garnwinden, Schreibzeug etc. . . .», rekapitulierte ein Gewährsmann 1804.

Seiffen 1991: Um die 180 Handwerker sind hier ansässig, und der Vergleich mit Brienz drängt sich noch einmal auf. Man könnte sogar von einem Einsiedeln des Drechselns reden, präziser des Reifendrehens. Denn die Reifendrechsler von Seiffen – ob es ihrer (weltweit!) nun acht oder dreizehn wirkliche Profis seien, darüber mögen sich die Sachverständigen streiten –, diese Reifendrechsler also können etwas, was ein Laie auch nach intensivem Zuschauen immer noch mysteriös findet, wundersam.

Stammabschnitte von nassem Fichtenholz bearbeiten die Künstler mit verschiedenen Drehstählen in vielen Arbeitsgängen auf der Drehbank so, dass ein Reif entsteht. Den kann man spalten,



Waggieher hiessen die historisch verbürgten Musikkapellen, zu denen sich arbeitslose Bergleute zusammenschlossen. Ein Schnitzwerk von Hans Lichtenberger



Johanna und Paul Roder in Olbernhau wissen alles über erzgebirgisches Brauchtum



Damit man in Seiffen nicht auf Holzwege gerät: Wegweiser mit gedrechseltem Dekor

aufschneiden wie eine Torte. Und je nachdem, was der Schöpfer im Sinn hatte, werden nun Tiere abgescheibelt, Hunde oder Schafe oder Elefanten. Das Tierprofil, leicht schematisch, ist erst im Querschnitt des Reifens zu erkennen, und darin besteht auch die Kunst, die Faszination dieses einzigartigen Handwerks.

Wer es erfunden hat, weiss man nicht. Es wird jedenfalls ein Mann gewesen sein, denn Frauen haben in dieser Branche eher zudienende Funktionen: in der Schaudrechslerei Seiffen bemalen sie die rohen Holzfiguren, kleben den Nussknackern die weissen Bärte und die Haare an. Eine Ausnahme war in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts Auguste Müller gewesen, die allerdings «nur» schnitzelte.

Aus einem Reifen lassen sich übrigens sechzig Tiere spalten! Bei Christian Werner waren es zufällig Schweine, als wir ihn aufsuchten. «Ich drehe einfach weg, was zuviel ist», antwortete er, als ich ihn nach seinem «Berufsgeheimnis» fragte. Man müsse sich allerdings konzentrieren können, merkte er noch an. Christian Werner hat sich vor acht Jahren als Reifendreher selbständig gemacht. Er ist derzeit der einzige, der die beliebte Arche mit allem Zubehör drechselt.

Wie goldene Locken, breite Nudeln fliegen die Späne, wenn er sich über seine Arbeit beugt (die Späne verwendet er als Verpackungsmaterial, statt Styropor). Es riecht intensiv nach Holz in der engen Werkstatt, fast kommt man sich vor wie in einem Märchenbuch. Wenn bloss die belastenden Alltagssorgen nicht wären, die im Erzgebirge keiner leugnen mag. Denn ob Handwerk in der freien Marktwirtschaft einen goldenen Boden haben kann, wird sich erst noch weisen müssen. Das wäre in Seiffen, wie anderswo, nicht nur ein Weihnachtswunsch.



Im Zürcher Verlagshaus Nagel und Kimche erschien 1991 der Aufsehen erregende Roman „Die Wachsflügelfrau“ - „Geschichte der Emily Kempin - Spyri“ von Eveline Hasler. Frau Dr. Emily Kempin - Spyri, die erste Juristin Europas, ist eine Nichte der Heidebuchautorin Johanna Spyri. Sie lebte von 1853 bis 1901, wurde also nur 48 Jahre alt. Der Leser des Romans weiss schon zu Beginn der Erzählung, dass die Heldin im Irrenhaus, in der „Psychiatrischen Universitätsklinik“ Friedmatt, in Basel, ihr Leben beendet. Wie Ikarus, der Sohn des griechischen Kunstschmieds Daidalos, ist sie zu hoch geflogen, ihre mit Wachs befestigten Flügel schmolzen weg in der Nähe der Sonne und sie stürzte zu Tode.

Nach Zürich kamen Studentinnen aus vielen Ländern, denn die Zürcher Hochschule erlaubte als eine der ersten auch den Frauen das Studium. Emily, die Tochter Pfarrer Spyris, begann 31-jährig die Rechtswissenschaften zu studieren, man verweigerte ihr aber trotz äusserst erfolgreichem Abschluss ihrer Studien die Tätigkeit als Anwältin oder Hochschuldozentin. Sie hatte mit starkem Willen ihr Studium erbrochen müssen, war sie doch verheiratet mit Pfarrer Kempin und hatte drei Kinder! Von der Enge Zürich wanderte sie zu Fuss zu den Vorlesungen, denn das Geld reichte ihr nicht zur Bezahlung der Fahrten mit dem „Rössli tram“. Von ihrem Mann lernte sie Latein und Mathematik.

Eines Tages landete sie als erste europäische Juristin mit 22 Kisten, einem brotlos gewordenen Ehemann, drei kleinen Kindern und einem 16-jährigen, heimwehkranken Dienstmädchen in New York. Hier in Amerika wollte sie Anwältin und Universitätsdozentin werden. Sie fand auch Anschluss an einflussreiche Frauengruppen, wurde aber auch in New York als Frau nicht zu den Gerichtsverhandlungen zugelassen.

Der Roman erzählt - für den Leser etwas un bequem, aber offenbar „modern“ - gleichzeitig von Emily

in Zürich, in New York und im Irrenhaus Basel, spielt also ganz ineinander verwoben auf mehreren Ebenen. Die Zeit ist wie ausgelöscht. Die Chronologie muss sich der Leser selbst zusammensetzen. Bald vernimmt er dies vom Irrenhaus (Emily versteckt im Garten ein Messer für alle Fälle, sucht in Basel mit Briefen eine Stelle als Haushälterin bei Pfarrer Altherr und wünscht, wenn möglich Fr. 10.- im Monat!) bald liest er vom arbeitslosen Ehemann Kempin, der sich in Deutschland (Remscheid) als Redaktor und Journalist betätigt, dann ist wieder von Emily die Rede, die in der alten und in der neuen Welt von den Gegnern der Frauentechte zurückgestuft und gehetzt wird.

Ganz privat eröffnet sie in Amerika schliesslich doch noch ihre „Law School for Women“ und hat damit auch gewisse Erfolge. Ihre vorbildliche Schule wird 1880 sogar von der Universität New York anerkannt.

Pfarrer und Journalist Walter Kempin ist wie Emily eine tragische Figur, doch wird auf ihn nicht näher eingegangen. Er ist für Emily ein Klotz am Bein. Man erzählt nach und nach ganz nebenbei, dass er als Pfarrer in der Enge, als Redaktor und Journalist in Remscheid, als Mitarbeiter beim Roten Kreuz und auch in Amerika versagte. Er reiste daher mit den Kindern Gertrud und Robert nach Europa zurück, während Tochter Agnes mit Mutter Emily in New York blieb.

Jrgendwann zwischendurch erfährt man auch

was viel früher passierte, z. B. dass Emily in Zürich nach dreijährigem Studium (sechs Semestern) am 16. Juli 1887, also im Alter von 34 Jahren zum Doktor der Rechte promovierte und zwar „Magna cum laude“ mit grossem Lob! Ihr Dissertations-thema lautete „Die Haftung des Verkäufers in einer fremden Sache.“

Dann ist plötzlich die Rede von Emilys Mliom (Krebs) und ihrer Tätigkeit an der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich, wo sie als Privatdozentin Dr. Wachter vorübergehend vertreten sollte, was aber bald wieder unterbunden wurde. In Berlin hatte die Kaiserin Sympathien für Frau Dr. Kempin-Spyri, welche in Dresden, Leipzig, Berlin, München und Nürnberg Vorträge hielt.

Im Burghölzli Zürich besuchte sie Kertse über Hypnose beim berühmten „Abstinenzprofessor Forel“, zu dem sie grosses Vertrauen hatte, und dem sie von der Friedmatt aus Briefe schrieb. Sie hätte gerne das Basler Irrenhaus verlassen und stellte das Gesuch, im Burghölzli Zürich aufgenommen zu werden. Doch ach, ihre Briefe wurden alle unterschlagen und vernichtet, und es kam zu einem Fluchtversuch wie schon in Lankwitz bei Berlin, wo sie nach einem Nervenzusammenbruch eingeliefert worden war. Das Problem der Nervenzusammenbrüche und des Irrens wird aufge-
rollt (Gottfried Kellers Testament wurde angezweifelt, Conrad Ferdinand Meyer landete in der Psychiatrischen Anstalt Königfelden, seine Mutter brachte sich um, die Witwe des Musikers Götz warf sich aus Liebe zu Ricarda Huch in die Linnumat, Lydia Escher und Malet Stauffer wurden verrückt aus Leidenschaft...).

Bei Schäfer in Leipzig erschien 1892 Emily Kempins Studie „Die Rechtsstellung der Frau nach den zur Zeit in Deutschland gültigen Gesetzesbestimmungen für das Deutsche Reich“. Sie schreibt „zur Zeit“, weil sie überzeugt ist, dass diese Bestimmungen geändert werden müssen.

In Zürich wohnte Emily Kempin-Spyri in der Enge, an der Flothofstr. 1, an der Bahnhofstr. 52 und auch an der Fraumünstergasse. Sie kämpfte lebenslanglich für ihr Recht als Frau und sah sich stets einer riesigen Übermacht gegenüber. Da in der Friedmatt, Basel, die Akten über berühmte Leute vernichtet wurden, entstammt natürlich einiges im Roman Eveline Haslets Phantasie. Die vielen angeführten Einzelheiten weisen aber doch darauf hin, dass gründlich und sorgfältig recherchiert wurde. Die Romanautorin dachte sich auch einleuchtend aus, wie Überanstrengung, Tod der Gertruds Verhältnis zu Schwamm und Emilys Enttäuschungen und Misserfolge schliesslich zum Zusammenbruch führen mussten. Als Privatdozentin wurde Frau Dr. Kempin zwar schliesslich in Zürich zugelassen, vorerst aber noch nicht als Anwältin oder Advokatin. Als dies dann gesetzlich möglich wurde, erklärte (nach ihrem Fluchtversuch im Unterrock) der Anstaltsarzt in Lankwitz Emily als unmündig! Und doch erscheint sie in der ganzen Darstellung bedeutender als ihre Tante Johanna.